

Das Mondhaus

Märchen-Drama in 3 Akten
nach seiner Erzählung
“Eine Mondgeschichte”

von Oskar Panizza

herausgegeben und mit einem Essay von
Prof. Dr. Alfred Toth

“Die Zahl jener poëtischen Autoren,
welche von ihrem Schreibtisch aus den
Mond zu besteigen versuchten, ist
keine geringe.”

Edgar Poe, in der Vorrede zu “Hans Pfaal”

Vorbemerkung

Dr. med. Oskar Panizza (1853-1921) war ein deutscher Psychiater, Schriftsteller (Erzähler, Lyriker, Dramatiker) und Philosoph¹. Sein Werk² erlebte in den 1970er und 80er Jahren durch die Neuauflagen im Matthes und Seitz Verlag zu München eine Renaissance. Nachdem bereits zu Panizzas Lebzeiten eine Gesamtedition seiner Werke angestrebt wurde, die jedoch am Einspruch seiner Verwandten scheiterte – Panizza verbrachte seine letzten sechzehn Lebensjahre entmündigt in einer geschlossenen psychiatrischen Klinik –, ist noch heute der Großteil seiner Werke unveröffentlicht. Dies gilt in Sonderheit auch für die Tagebücher, die für Panizzas übrige Schriften und die Rekonstruktion seiner solipsistischen Metaphysik, die er nicht nur in seinen literarischen, sondern auch in den philosophischen Schriften darlegte, wichtig sind.³

Panizza schrieb im Anschluß an seine lange, fast 100 Druckseiten umfassende Erzählung “Eine Mondgeschichte” – erstmals erschienen in dem von Hannes Ruch besorgten Sammelband “Visionen der Dämmerung” (1914, München und Leipzig: Müller), die ein Schlüsselwerk für Panizzas polykontextural-semiotische Metaphysik darstellt, ein Drama, betitelt “Das Mondhaus”, das als Abschlußdatum den 1. Juli 1894 trägt. Das 110 handschriftliche Seiten umfassende Manuskript, geschrieben in Sütterlin-Schrift und teilweise schwer leserlich, befindet sich heute in der Sammlung Monacensia der Münchner Stadtbibliothek unter der Sigle “Z.No.1139”.

Ich habe Panizzas eigenwillige (und inkonsequente) Orthographie durchwegs beibehalten. Diesem Buch ist ferner ein Essay “Oskar Panizzas Philosophie” beigegeben, der auf meinem Aufsatz “Oskar Panizzas Forderung eines Neo-Hegelianismus” basiert.

1 Panizzas philosophisches Hauptwerk ist “Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit” (1895, Leipzig: Wilhelm Friedrich, Neudruck in: Oskar Panizza, *Psychopatia criminalis*. 2. Aufl. 1985, München: Matthes und Seitz, S. 145-203). Zur Würdigung von Panizza als Philosoph vgl. Alfred Toth, Zu Oskar Panizzas präsemiotischem Solipsismus. In: *European Journal for Semiotic Studies* 9, 1997, S. 769-779; ders., Ist ein qualitativer semiotischer Erhaltungssatz möglich? In: *Semiosis* 91/92, 1998, S. 105-112; ders., Oskar Panizzas Forderung eines Neo-Hegelianismus. In: *Tattva Viveka*, Januar 2007, <http://www.tattva-viveka.de/index.php?rubrik=02&loc=panizza>.

2 Vgl. Michael Bauer und Rolf Düsterberg, *Oskar Panizza. Eine Bibliographie*. 1988, Frankfurt am Main, Bern, New York und Paris: Peter Lang.

3 Zu Leben und Werk Oskar Panizzas vgl. Michael Bauer, *Oskar Panizza, ein literarisches Porträt*. 1984, München: Hanser.

Herrn Frank Schmitter, stellvertretendem Leiter der "Monacensia", danke ich für die freundliche Übersendung des kopierten Manuskripts.

Tucson (AZ), 11. Juni 2007

Prof. Dr. Alfred Toth

Personen

Der alte Schwarming, Ratschreiber eines kleinen Städtchens Mitteldeutschlands

Hannah, seine Frau

Max Schwarming, ihr Sohn (weibliche Rolle)

Onkel Jürgen,
Senfriecher,
Strohschleißer,
Rockschößl,
Sauerrampfer,
Zwiebold } Nachbarn

Fritz Jürgen, Schulkamerad von Max

Elsbet, Magd in Hause Schwarming's

Der Mondmann

Mondfrau

30 Mondkinder

Der Mondbauer, ein Schwabe

Nachbarn, Volk. – Erscheinungen

Zeit: Biedermaier-Zeit, Anfang dieses Jahrhunderts. Der I. und III. Akt spielt in einem Städtchen Mitteldeutschlands. Der II. Akt. im Mondhaus.

Karakteristik

Der alte Schwarming, von düsterer, ernster, kleinlicher Figur; in den Fünfzigern; untersezt, stämmig, in bauernähnlicher, aber beßerer Tracht. Stil: Biedermaierzeit.

Hannah, gutmütig, besorgt, freundlich; offener, freier Charakter; steht auf Seite der Jüngerer; behäbig–bürgerliche Tracht.

Max Schwarming: sehr idealistisch; soll von einer jüngeren, schlanken Dame mit [unleserlich] Gesichtszügen und Altstimme gespielt werden; blaß, schwärmerisch, leicht entusiasmirt; hinreißende Sprache; schwarzer, gekräuselter grauer (Tituskopf) oder in Loken (Apollokopf); schwarze Kleidung ideal–Paruschenartig: blusenartiges Wams, Kniehosen, Wadenstrümpfe, zierliche

(‘Rechter’ und ‘Linker’ gilt von der Bühne aus)

Akt.

Erste Szene.

(*Der alte Schwarming*, *Hannah*, *Max*; später *Elsbet*. – Einfache, aber Wohlhabenheit zeigende, Bürgerstube aus dem Anfang dieses Jahrhunderts; deutsche Tafelung, deutsche, schwerfällige Möbel; an der Wand pikende Standuhr älteren Stils. Kasten, Kommode, Schränkchen, in der Mitte der Bühne bequemer Tisch mit 5–6 Stühlen. An der Rückwand Links Eingangstüre, Rechts zwei Fenster, durch die man Kommende zuerst sieht, Bücherregale; Max sitzt weinend Rechts auf einem Stuhl. An der linken Wand ein Fenster, an der rechten Wand eine Türe, die ins Innere des Hauses führt. *Hannah* ist mit Wäsche–Ordnen Links etwas im Hintergrund beschäftigt. *Der alte Schwarming* geht im Wohnungsrund auf und ab.)

Der alte Schwarming (zu seinem Sohn gewendet). Jezt hab ich die Geschichte satt – Jahr für Jahr die Faulenzerei – wieder das schlechteste Zeugniß der Klaße! — — Wenn der Junge zum Stadtschreiber zu dumm oder zu faul, dann soll er mir Handwerker erlernen – das ernährt seinen Mann – und er braucht sich dann nicht mit lateinischen Broken zu quälen. –

Hannah. Beruhige Dich, Mann, er ist noch so jung.

Der alte Schwarming. Oh, zu jung! – In seinem Alter habe ich ganz genau gewußt, was ich wollte – ich habe nur das kleine Examen in Latein gemacht – das war zum Stadtschreiber notwendig – aber da hab’ ich mir keine Silbe entgehen lassen, meine Verben, die konjugierte ich wie im Spaß – (mit Nachdruck) Hab’ auch besondere Belobigung bekommen – und, als die Anstellungszeit heranrückte, da hat es dann auch nicht gefehlt beim Herrn Oberamtmann. – Nun hoffe ich den Burschen durchs große Examen zu bringen – man will doch in seinem Sohn Hinaufbiegung, nicht Herunterbiegung – hoffe ihn auf die Hochschule zu bringen – ihn Jura studieren zu lassen.

Halbschuhe; Eleganter Schnitt; beim Aufsteigen auf den Mond trägt er außerdem eine kleidsame, schwarze Kapuze. Ist ein Knabe von 15–16 Jahren.⁴

Fritz Jürgen, gleichaltrig, einfacher gekleidet, heller in Haar und Kleidung, nicht so [unleserlich], gutmütig, aber nüchtern; kann von einem Knaben, aber auch von einer jungen Dame gespielt werden.

Der Mondmann, lang, mager, kittgelb im Gesicht, älterer, leberkranker, verbitterter Geselle, kurz angebunden, giftig, unleidlich; Grübler, trägt ein glattes, eng-anliegendes, Belichtung reflektierendes, gelbes, Tschokei-artiges Kostüm; spricht Platt.

Mondfrau, häuslich, besorgt, unterwürfig, etwas zu sehr korpulent; intensiv-gelbes, verwuzeltes Gesicht; trägt gelbes, pluderndes wollen-gewirktes Gewand im Stil der Marktweiber mit weißer Haube, etwas Land-Kontakt-artig, puz-süchtig ohne Geschmack; spricht Platt.

Mondkinder, dik-vollgefreßen, blöd, kindlich-dumm, im Alter von etwa 8–16 Jahren; kugelrundes Gesicht, geschlitzte Äuglein, senfblondes Haar und Zöpfchen, die, ähnlich wie in Franken bei den Bauernkindern, rings um den Hinterkopf flach aufgesteckt sind; kleine, dike, knospenartige Lippen; heiter-dumme Fisionomie; enge, glatt herabfallende Rökchen bis etwas über den Knöchel und Pluder-Ärmel, intensiv gelb; später, nach dem Aufstehen vom Bett, zierliche, kranzförmige, weiß- und bunte holländische Hauben: Kate-Greenway-Figuren; sprechen Platt.

Der Mondbauer aus Schwaben, der gleiche Schauspieler, wie der Mondmann, aber schwäbelt, kurz angebunden, barsch, entschieden, [unleserlich].

⁴ Bezieht sich auf Max.

Elsbet, die Magd, einfach und biderb.

Onkel Jürgen freundlich und spaßhaft; Verwandter des Stadtschreibers; gutmütiger Erzähler; onkelhafter Beschützer von Max.

Die Nachbarn spießbürgerlich–nüchtern, kleinlich, pedantisch, aber von starkem Glauben; Charakterköpfe, rasirt, kurze Bakenbärte, filiströse Kleidung der Biedermaier–Zeit; hohe, breitrandige Zylinder–Hüte; sie bilden im Hause des Stadtschreibers einen Stammtisch–Pfeifen–Rauch–Klub voll Weisheit und Würde; leicht humoristisch angehaucht.

Das ist nun einmal der [unleserlich] Beruf – ihn zum gestrengen Herrn Ober–Amtmann zu machen – zu dem ich emporschauen könnte – und nun bringt mir der Taugenichts jedes Semester ein schlechteres Zeugniß nach Hause ... (dringt auf den Jungen ein, heftig) Du bist nicht wert, daß Dich

Hannah. Aber Mann, vergiß Dich nicht! – Es ist unser Sohn. Schließlich ...

Der alte Schwarming. Sohn! – Sohn! – Soll man seinen Sohn etwa nicht koraminieren dürfen? – – – Aber so kommt es, wenn man (mit Beziehung und Blickrichtung auf Hannah) ‘seinem Sohn’ Alles durchgehen läßt, ihn tätschelt und hätschelt und ihm Alles hinter dem Rücken der Natur erlaubt. – Aber (mit plötzlichem Entschluß sich nach Rechts wendend, wo nicht weit von Max sich ein Wandschrank befindet, den er öffnet) ich werde der Geheimtuerei bei dieser Gelegenheit ein Ende machen. Diese verflixten Bücher, die den jungen Leuten die Köpfe verrücken, und sie zum Studium unfähig machen, sollen, justament jetzt, ins Feuer. (Er nimmt die Bücher heraus und prüft sie.)

Max (als er sieht, was im Beginn ist, springt auf, flehend) Vater, ich bitt’ Dich, laß mir die Bücher – ich will auch in Zukunft fleißiger sein – sie sind mein Alles – nur für die Erholungsstunden! –

Der alte Schwarming. Nichts da – der Sache muß ein Ende gemacht werden – (liest die Büchertitel) “Lederstrumpf, alte Indianer–Geschichten” – unnütze Lektüre für so unreife Köpfe! – “Die schöne Melusine” – da bist Du noch zu jung, mein Kind, verliebe Du Dich in die Grammatik von *Zump!* – “Sagen des klaßischen Altertums” – die liest Du besser lateinisch, bei *Livius* oder *Ovid!* – “Homers Münzer und die Wiedertäufer , wahrhaftige Begebenheiten” – Alles Lüge und Entstellung. (Er pakt den ganzen Stoß zusammen. *Max* hat sich mit verzweifelter Miene wieder, abgewendet vom Vater, hinzugesetzt).

Hannah (zu Hilfe kommend) Aber Mann, ich bitt' Dich, laß die Bücher wenigstens am Leben – sie haben immens Geld gekostet – ein gut Teil meines Nadelgeldes und das von Tante Emma steckt darin! –

Der alte Schwarming (mit bedachtsamem Blick) Ja, leider! – Auch diesen geheimen Machinationen soll bei dieser Gelegenheit ein Ende bereitet werden – (er ruft Elisabetta! –

Elsbet (von einer kleinen Türe erst hereinkommend) Gestrenger Herr befehlen?

Der alte Schwarming. Diese Bücher sofort in's Feuer. Hast Du Feuer im Heerd?

Elsbet. O ja, Herr! Wir haben ja heute Wäsche.

Der alte Schwarming. Also fort damit!

Hannah (indigniert) Es ist aber doch zu arg!

Der alte Schwarming. Ha, ich will Euch kommen! – Hinter dem Rücken immer Respektsperson, die der ganze Markt fürchtet, Intrigen zu spinnen! – Von heute ab zieht ein anderes Regiment ein! – Wir wollen einmal sehen, wer im Hause des Stadtschreibers die Feder führt! – – –

Zweite Szene.

Die Vorigen; *Onkel Jürgen*; später die *Nachbarn*, *Fritz Jürgen*

Onkel Jürgen (der schon vorher durch die Fenster hereingeschaut und die exaltierten Bewegungen des *alten Schwarming* beobachtet hat, betritt jetzt das Zimmer) Guten Abend beisammen! – Ha, Vetter Schwarming, Ihr seid heute wieder in gestrenger Verfaßung (*Hannah* winkt ihm zu: es sei heute wieder nicht zum Auskommen) Was ist das? – Was ist das? – Und mein *Max* verweint?

Der alte Schwarming Ach, zum Teufel! – Wenn man nichts wie Verdruß und Ärger in der Familie hat. – Der Junge kostet mich jedes Jahr seine 200 Gulden, und beim Schluß des Semesters bringt er mir ein Zeugniß nach Hause – da seht her (gibt ihm ein Blatt, das bis dahin auf dem großen Tisch in der Mitte gelegen) – soll man da nicht aus dem Häuschen kommen ...

Jürgen (schaut in das Blatt, gutmütig) Ja, die Jugend – die will sich halt nicht mit den lateinischen Broken befreunden – (liest) Geografie: Zwei. – Deutsche Sprache: Zwei auf Drei. – Geschichte: Drei. – Rechnen: Drei. – Religion: Eins. – Sittliches Betragen: Eins. – Lateinisch: Vier! – – (liest) Wundert mich nicht – Ich hab's auch nicht verdauen können.

Der alte Schwarming. Ja, Vetter Jürgen – Ihr habt aber auch seiner Zeit Euren Vater nicht im Zweifel gelaßen ...

Jürgen Wenn schon – wenn schon – ich hab's doch auch probiert – es ging halt nicht – nun bin ich ein Gerber geworden und deklinire und konjugire (macht mit den Armen einige ausgiebige, durchblätternde Bewegungen) auf meine Kalbsfelle hinein – verbero – verberas – verberat – verberamus – u.s.w. – Daß ihnen ganz braun und blau vom Lateinisch wird; – gestrenger wie ich mit meinen Antworten kann auch der gestrenge Herr Stadtschreiber Oben auf dem Gericht nicht mit den Holzdieben und Jagdfrevlern umgehen – (er tauscht mit dem *alten Schwarming* einige bezeichnende spöttische Bewegungen aus) – – (nach einer Pause) *mein* Junge lernt's – dem macht's Freude – ich zwing ihn nicht.

Der alte Schwarming (zu Max) Da nimm Dir ein Beispiel – an Jürgen Friz – der ist auf und auf unter den Ersten ...

Jürgen (sieht Hinten durch die Fenster seinen Sohn Friz kommen) Ha, da kommt er!

Friz Jürgen (Durch die hintere Türe eintretend) Guten Abend, Herr Stadtschreiber! – Guten Abend Muhme!

Der alte Schwarming Guten Abend mein Junge!

Hannah Gott grüß' Dich, Frizchen!

Friz Jürgen (zu seinem Vater leise) Vater, die Mutter hat mich Dir nachgeschickt, Du sollst heute nicht so lange in der Rauch-Stube bleiben, es sei schon spät, und das Eßen würde heute früher fertig.

Onkel Jürgen Ja, ja, mein Sohn – der (auf *Max*weisend, der noch immer apatisch auf seinem Stuhl sitzt) tröste Deinen Kameraden, der hat heute eine Lekzion im Lateinischen erhalten.

Fritz (geht zu *Max*, und die beiden fangen zu plaudern an)

Der arme Schwarming (das Gespräch aufnehmend) Aber woher kommt die Faulenzerei und das ewige Zurückbleiben? ...

Jürgen Na?

Der alte Schwarming Von dem verrückten Bücherlesen. Da verschlingen sie ganze Bände 'Märchen', 'Sagen', Geschichten vom 'Lederstrumpf', von griechischen Gottheiten, wilden Völkern – – aufregende Szenen, die alle gar nicht paßiert sind, füllen sich die Köpfe mit Fantastereien, und haben dann zur eigentlichen Arbeit keine Zeit und Lust mehr übrig ...

Jürgen Ja, da kann ich auch von erzählen. – (Während des Folgenden treten die *Nachbarn* einzeln ein, begrüßen den Wirt und die Wirtin und sich untereinander. Jeder nimmt seinen Platz an dem großen, langen Tisch in der Mitte ein, um den Stühle mit hohen Rücklehnen gesetzt wurden. *Hannab* und *Elsbet* bringen aus einem Wandkasten lange Pfeifen mit Tabakbeutel und Zubehör, und überreichen sie den Nachbarn. Zeremonielle Bücklinge. Wichtigtuerei. Man stopft die Pfeifen und zündet sie an. *Jürgen* hat Hinten den Platz in der Mitte eingenommen, Rechts vom Kopfende des Stadtschreibers. Es bilden sich plaudernde Gruppen. Und die hinteren Reden heben sich von einem dankbaren Gemurmel ab. Es ist Abend geworden. Auf den Tisch wird eine hohe Lampe gesetzt, deren dicker grüner Schirm auf die halb getroffenen Gesichter der Rauchrunde scharfe, komische Reflexe wirft, die Übrigen in Dunkelheit gehüllt. Niederländische Stimmung. Gras–grünes Licht.) – Dünkt Euch, Vetter Schwarming, da hab' ich jüngst eine Geschichte gelesen, die will mir auch nicht aus dem Kopf hinaus, – und doch enthüllt sie das Unglaublichste von der Welt.

Der alte Schwarming. Na, um was dreht sich die Sache?

Jürgen Die dreht sich um den *Mond*.

Der alte Schwarming (zerstreut, mit dem Begrüßen der Gäste beschäftigt) Um was soll sie sich drehen? – Der *Mond* dreht sich um die Erde.

Jürgen (der ebenfalls fortwährend mit den ihn begrüßenden Nachbarn kurze Zeichen und [unleserlich] austauscht, Zwischenstimme) Ich meine, der *Mond* ist der Mittelpunkt dieser merkwürdigen Erzählung.

Der alte Schwarming Nun, was ist dann über den *Mond* Neues zu erzählen?

Jürgen Ja, denkt Euch, ein Student, ein junger Holländer, ein Studiosus der berühmten Universität *Leiden*, soll ihn bestiegen haben.

Der alte Schwarming (jetzt seine ganze Aufmerksamkeit zuwendend) Oho! – (Es ist plötzlich still geworden. Alles hat inne gehalten. *Max* und *Fritz*, die zu äußerst Rechts stehend eine Gruppe für sich bilden, sind aufhorchend näher getreten. – Pause.)

Sauerrampfer (ärgerlich) Nachbar Jürgen, wovon spricht Ihr da?!

Jürgen (trocken) Ich sage, daß ein junger Mensch Namens *Jan Lindenboom* auf einer Leiter den Mond bestiegen hat, und die ganze Reise – er war drei Monate auf dem Mond – in einem Buch wahrhaftig erzählt hat.

Sauerrampfer (streng) Nachbar Jürgen, sagt jedermann, daß ich gesagt habe, Ihr seid betrogen worden.

Zwiebold Na, na – laßt doch erst die Sage hören.

Max und *Fritz* (drängen sich vor Jürgen) Auf, erzähle Vater – Ja, erzählen Sie nur, Jürgen!

Jürgen (lebhaft) Ja, natürlich, – das ist ‘was für Euch Sprudelköpfe!

Strohschleißer (der ein Paket Karten von *Elsbet* erhalten hat) Was ist, meine Herrn, gehen wir nicht zum Spiel über? Die Pfeifen sind angezündet.

Fritz und *Max*. Auf, Jürgen wird die Mondgeschichte erzählen!

Senfriecher. Die will ich auch hören. Um was handelt es sich genau genommen?

Der alte Schwarming. Hat der Teufel schon wieder das Spiel an sich gerißten?

Hannah. Gott, Mann! – laß den Jungens die Freude – Du siehst ja, die Nachbarn interessiert es auch.

Der alte Schwarming. In Gottes Namen, – aber (den Knaben drohend) wenn Einer von Euch morgen früh ein Wort davon weiß, dem reiße ich den Kopf herunter.

(Geflüster)

Strohschleißer (sein Paket Karten hochhaltend) Nachbarn, ich hatte für heute die Idee, Euch ein neues, feines Spielchen zu lehren ...

Sauerrampfer (zu Strohschleißer) Die haben sich verschworen – es sollen Geschichten erzählt werden – weißt Du auch ‘ne Geschichte? – Jeder muß ‘ne Geschichte erzählen – es werden wieder die Spielstuben eingeführt ...

Hannah (noch immer Hinten bei ihrer Wäsche beschäftigt) Also nu laßt mal Jürgen erzählen! – Wir Weibsleute haben sowieso nie ‘was davon, wenn die Herrn hier zum Rauchen zusammenkommen.

Verschiedene Nachbarn. Ach, Frau Stadtschreiber befehlen – damit ist die Sache entschieden – Alter Schwarming, nu gib Dich zufrieden – Deine Frau will selbst die Geschichte hören – Sezen wir uns Dicht zusammen (Alles rückt näher; *Fritz* und *Max* postiren sich zu zwei Stühlen, Rechts und etwas nach Vorn, so daß die wachsende Aufmerksamkeit Maxens beobachtet wird)

Sauerrampfer (troken) Kann man erfahren, wie lang die Geschichte dauert? (will sich erheben) Ich habe zu Hause ein Faß Eßig angesezt, das verlangt Mischen – bis in einer Viertelstunde ...

Nachbarn durcheinander. Nun, nun! – Sauerrampfer muß bleiben – Jezt gerade – (ziehen ihn wieder) Er soll die Sache nur auch anhören – das wird Jürgen von zu starkem Aufschneiden abhalten – Dein Wiz soll ihm gelegentlich dazwischen fahren. (Gelächter)

Sauerrampfer (setzt sich mit einem Ächzen wieder)

Der alte Schwarming. Also, in medias res!

Jürgen Aha, Jungens, habt Ihr gehört? Das ist Latein! Das heißt, ich soll gleich mit der Hauptsache anfangen, soll gleich auf den Mond hinauf! – (mit großer Resoluzion) Also, wißt Ihr denn, was das Mwerkwürdigste an der ganzen Geschichte ist?: Daß der Mond eigentlich gar kein Mond ist.

Die Übrigen (untereinander) Ach! – Wie? – Der Mond? – Kein Mond? Was sagt Jürgen? – Kein Mond.

Sauerrampfer lacht in kurzen Stößen.

(*Hannah* und *Elsbet* sind nun auch näher getreten und vervollständigen die Übrigen. Später kommt noch anderes Gesinde hinzu, so daß sich im Laufe der Erzählung ein Dichter Schwarm Neugieriger im Hintergrund um den Tisch der rauchenden, debattierenden Männer bildet)

Jürgen (fortfahrend, mit starker Glaubhaftigkeit) Nein, kein Mond, in dem Sinne, wie wir es wissen, und wie wir es in der Schule lernen – sondern eine alte Rumpelkammer, aus schlechtem Holz gebaut, die hoch Oben in der Luft schwebt, und gegen den Regen mit einem Teer-Überzug versehen ist ...

Fritz (unter dem Entsetzen der Übrigen) Wie? – Was? – Unser Lehrer sagte uns doch, der Mond sei ein Trabant der Erde, – und kalt – und abgestorben!?! – –

Jürgen Nein, nein! Da wohnen Leute drinn', ein Bauer mit seiner Familie – 30 Kinder soll er haben – Und der Bauer heißt kurzweg der Mondmann!

(Neues Erstaunen)

Rockschößl Aber wie können die Leute da droben wohnen?

Jürgen Darüber ist sich jener Student selbst nicht klar geworden.

Sauerrampfer Offenbar hat er zu wenig studiert. (Gelächter)

Zwiebold Das ist aber auch eine ganz unerhörte, seltsame Sage! Ein Haus so hoch Oben in der Luft schwebend.

Jürgen Man glaubt, daß er, der Mondmann, irgendwo in seinem runden Hause geheime luftleere Räume, oder Baloons, verborgen hat, die das Haus schwebend erhalten.

Zwiebold (spöttisch) Also in der Wurstkammer?

Jürgen (ernst) In der Wurstkammer ... oder auf dem Rauchboden.

Senfriecher Und da ist der Student nicht hingekommen?

Sauerrampfer. Es war eben kein *Fechtboden*. (Gelächter)

Hannah. Aber sagt mir nur, warum der Mann da hinauf zieht?

Jürgen Nun, offenbar will er doch in unserer Nähe bleiben. Offenbar ist er doch ein Mensch von unserer Gattung, hat Lungen, wie wir auch, und will die Atmosphäre, den Sauerstoff der Luft, mitbringen.

Rockschößl. Und deshalb zieht er da hinauf?

Jürgen. Andere behaupten, er wolle sich dem Steuerboden enziehen, und, sozusagen, eine außerterrestrische Persönlichkeit werden, so daß er nie auf einer Steuerrolle geschrieben werden kann.

Senfriecher. Und trotzdem will er unseren Sauerstoff atmen?

Jürgen. Darin liegt eben das Spitzbübische, das Betrugsmäßige.

Strohschleißer. Aber sagt mir, Nachbar, für's Atmen zahlt man doch keine Steuer, der Sauerstoff in der Luft ist doch frei!

Sauerrampfer (troken) Bis jetzt! Und vielleicht nur deshalb, weil man ihn nicht vermaßen kann. Was kommen wird, weiß man nicht. (Gelächter)

Der alte Schwarming. Ich bitte, keine Beleidigung der Regierung!

Zwiebold. Trotzdem ist es eine ungehörige und verdächtige Sache, da hinaufzuziehen, und von unserem Sauerstoff zu atmen, ohne sonst sich an den Geschäften unserer Erde zu beteiligen.

Jürgen. Andere behaupten, er wolle sich dem Militärdienst entziehen.

Rockschößl. Wenn man 30 Kinder hat, ist das begreiflich.

Senfriecher. Das konnte er doch nicht wissen, daß er 30 Kinder bekommt. Die sind da Oben wol nicht geboren worden.

Strohschleißer. Dann ist er wohl selbst seiner Zeit ausgerißen!

Zwiebold. Also ein regelrechter Desertör!

Sauerrampfer. Ja, und vielleicht will er bei einem nächsten Krieg außerhalb der Stoßrichtung der Kanonenkugeln bleiben.

Rockschößl. Der macht sich's bequem! Der schaut sich den nächsten Krieg zwischen den Sternen und von dort droben an und raucht seine Pfeife.

Jürgen. Die 30 Kinder sollen übrigens lauter Mädchen sein. (Große Verwunderung bei den Weiberleuten)

Hannah Da kann er sehen, wie er da droben Schwiegersöhne findet.

Zwiebold Sie werden auf der Erde schon immer rarer.

Jürgen Eine dritte Lesart ist, daß er ein lebensüberdrüssiger, weltmüder Mensch sei, ein Peßimist aus der Schopenhauer'schen Schule, der in seinem weltflüchtigen Drang sich da Oben hinaufgegemaht habe, zwar nur ein Bauer, aber, der offenbar viel gelesen hat, und vielleicht durch die immer trostloseren Ausichten für die Landwirtschaft sich zu diesem Schritt entschloßen hat.

Rockschößl. Ein etwas weitgehender Schritt, auf den Mond hinaufzuziehen.

Zwiebold. Das ist mir schon sehr begreiflich.

Jürgen. Er soll nach der Beschreibung des Studenten ganz gelb und verärgert außehen.

Sauerrampfer. Am Ende ist er leberkrank.

Jürgen. Er soll ein bitterböses, saures Gesicht machen.

Strohschleißer. Vielleicht von dem vielen *Sauerstoff*, den er da droben schlukt. (Gelächter)

Rockschößl. Eine sonderbare Idee, wegen körperlicher Indisposizion auf den Mond hinaufzuziehen.

Jürgen. Nein, nicht *er* ist auf den Mond hinaufgezogen. *Er selbst ist der Mond!*

Senfriecher. Was heißt das?

Jürgen. Er hat sich das Mondhaus selbst konstruirt. Die ganze Idee ist seine Erfindung.

Zwiebold. Aber der Mond ist doch schon uralt?

Jürgen. Ja, man weiß nicht, wann der Mann hinaufgezogen ist. Vielleicht schon seit undenklichen Zeiten. Vielleicht war es noch ein Heide, der auf diese baroke Idee gekommen ist.

Der alte Schwarming. Eine geheimnißvolle Geschichte.

Jürgen. Der Mann hat auch keinen speziellen Namen. Er wird seit ewigen Zeiten einfach nach dem Haus genannt. Und heißt kurzweg: der Mondbauer, – oder der Mondmann, – oder: zum Mondbauer.

Rockschößl. Mag das sein, wie ihm will. Sagt mir nur, Nachbar, von was lebt der Mensch da droben mit seinen 30 Kindern, wie Ihr sagt?

Jürgen. Wie ich gehört habe, lebt er von Käse.

Alle (verwundert) Von Käse?!

Jürgen. Ja, – ihr kennt doch die runden, schön gefärbten, [unleserlich] kugelgroßen, holländischen Käse, die wie ein Vollmond aussehen, und die in unseren Schaufenstern und Delikateßen–Handlungen zu sehen sind?

Max, Fritz und die Jüngerer. Ja, ja, ja!

Jürgen. Nun, von eben diesen runden Mondkäsen lebt die Familie da droben.

Senfriecher. Aber wie kommen die da hinauf?

Jürgen. Da muß ich wieder von Vorne anfangen, und Etwas erzählen, was ich schon am Anfang hätte sagen sollen ... Aber ihr unterbrecht mich immer!

Hannah Ja, ihr unterbrecht immer Vetter Jürgen. Laßt ihn erzählen und seid ruhig.

Alle. Ja, laßt ihn erzählen. – Seid ruhig. – Hören wir zu.

Jürgen (geheimnißvoll) – – – Wenn der Mond voll ist, soll er immer über Holland stehen (unter den Zuhörern: Ach! – Ach! –) und zwar ganz genau über der Stadt *Leiden*, der bekannten Universitätsstadt *Leiden*. Nun hat der Mondbauer sich eine Strikleiter gebaut, aus Hanf, und mit Teer überzogen. Wenn nun das Mondhaus, welches auch mit Teer überzogen ist, um gegen die

Näße geschützt zu sein, am Ende des Monats, durch die Glut der Sonne überhitzt, zu brennen anfängt – das heißt: wenn es bei uns Vollmond ist (unter den Zuhörern wieder verwundertes: Ach!) – schält er den glühenden Terrüberzug ab, und steigt mit dem glühenden Ball auf der Strikleiter hinunter, um den Mond zu bergaben ...

Alle besonders laut die *Jürgen*. Ei, Du lieber Himmel! – Was sagt er? – Begraben? – Den Vollmond begraben! – Ist es möglich?

Rockschößl. Etwas Ähnliches hab' ich auch schon in meiner Jugend gehört: daß die Vollmonde alle in eine große Kiste kommen, und dort aufbewahrt werden.

Jürgen. Und das geschieht immer in Holland. In Holland liegen also alle die Vollmonde begraben. Und man glaubt auch, daß dies der Grund ist, weshalb dort die schönen, runden, goldigen, mondgroßen Käse am besten gedeihen. Wie es nun geschieht – hat der Mondmann einen Kontrakt mit einem holländischen Käsebauer, daß er nur ihm den fruchtbaren Mond in seine Felder legt, und dafür seine Ration Käse erhält, oder ist er nur so geheimnißvolles Wesen, daß er mit keinem Menschen verkehrt, und es gelingt ihm auf andere Weise, zu den Käsen zu gelangen, – vielleicht, da er sehr mager ist, daß er in einen der großen holländischen Lager-Keller hineinschlüpfen kann – darüber kann ich nichts Bestimmtes sagen, – aber sicher ist, daß, nachdem er seinen Mond begraben hat, geht er noch in derselben Nacht in die Stadt *Leiden* und holt dort in einem mächtigen Sak einige Duzend von den runden Käsen – oder soviel er auf einen Monat benötigt – und steigt mit ihnen mittelst der Strikleiter in sein Mondhaus zurück. Auf diesem Weg soll er auch wiederholt von Leuten gesehen worden sein. Aber Niemand getraut sich, den langen, gelben Gesellen, der wie eine Feuersäule nachts über die Felder wandelt, anzusprechen. Oben angekommen, streicht er sofort sein Haus an, zieht die Strikleiter nach Oben, und lebt den Monat über, wiewohl die Familie nichts übrig hat, soweit ohne Sorgen; die Mutter mit der Erziehung der Kinder, der Mondmann mit der Instandhaltung des Hauses und der Lektüre alter vergilbter [unleserlich] und physikalischer Lehrbücher aus früheren Jahrhunderten beschäftigt. Die Kinder werden zum Spinnen angehalten und drehen die Strike zum Verbeßern der Strikleiter, wozu ihnen der Vater den Hanf, der ja bei seinem geringen Gewicht keine Schwierigkeit macht, ebenfalls hinaufschleppt. Aber wie haben die vielen Leute Platz da droben? – Das ganze Mondhaus besteht nur aus einem einzigen Zimmer, einem Hohlraum, welcher, damit sich der Wind nicht fängt, Außen und Innen rund gebaut ist, und aus altem, schlechtem, [unleserlich] Holz besteht, welches durch die Länge der Zeit und die Teer-Schmiere ganz schwarz geworden ist. In diesem Hause eßen, spinnen, schlafen und hantiren sie. Nur Unten, unterhalb

dem glatten Fußboden, ist eine kleine Abteilung, ein kleines Gefäß übrig; das nennen sie den Mondkeller; dort heben sie ihre Käse auf; und am Ende des Monats, wenn die Zeiten schlecht sind, haben sie oft manche Tage nichts zu essen. Die Mondkinder sollen aussehen, wie die Kinesen: gelb und mißfarben, geschlitzte Äuglein, breitgedrückte Nasen, dike, urchige, gelbe, vollgefressene Gesichter, und, da sie keine Schule besuchen, soll keines von ihnen zählen oder rechnen können. Ihre Bettstätten stehen rings in dem runden Mondhaus in einem Kreis (beschreibt mit der Hand einen Kreis) an der Wand herum, und ihr bester Schmuck besteht außer einem Safran-gelben, schmuzigen, engen Rökchen in einer großen, weißen holländischen Kinderhaube. – Dies ist die Geschichte vom Mondhaus, und aufhängen (macht eine Bewegung am Hals) laß' ich mich, wenn ich mehr drüber weiß, oder wenn etwas von dem, was ich gesagt habe, erlogen ist. (Er steht auf, und es entsteht große Bewegung und Rumor unter den Anwesenden)

Alle (untereinander) Meiner Seel', das tollste Zeug, was ich je unter dem Mond gehört habe – wenn es nicht Vetter Jürgen wäre – so wahrscheinlich die Geschichte erzählt ist, hab ich meine schweren Bedenken – was nicht alles in eines Menschen Hirn Platz hat. – Ich freue mich nur, daß wir noch gemütlich in unserer Stube sitzen, diese Mondgeschichte wäre mir zu gefährlich – glaub's, wer's kann, ich glaub's nicht – Jürgen hat wieder Allen den Kopf verdreht; hinterher lacht er sich's in's Fäustchen. Schöner Spieltag das, schöne Rauch-Stube das, erzählen sich Ammenmärchen – Spinnstube, nichts wie Spinnstube ...

Senfriecher. Und so etwas glaubt ihr ohne Zögern?

Jürgen. Ich glaube es, weil ich es nicht widerlegen kann. – Denkt Euch nur, was Jan Lindenboom noch beschrieben hat: Nachts, wenn die da droben, die Kinder und die Alten, in den Betten liegen, und es ist Alles still und dunkel – plötzlich entsteht an dem Mondfenster, dem einzigen Fenster, welches Oben ist, eine merkwürdige Helle, so verdächtig, als wenn ein Brand ausgebrochen wäre; und allmählich zieht am Himmel eine große, glänzende, feurige Kugel vorbei, eine Kugel, vielleicht zwanzigmal so groß wie der Mond; und auf dieser Kugel sieht man deutlich abgebildet, von Oben nach Unten, die Umriße von *Amerika* (Ausrufe des Erstaunens) denkt Euch! – So etwas erfindet man doch nicht! – Und was ist es? – Es ist die *Erde*, die, von der Sonne beschienen, an ihnen vorbeizieht. (Neues Erstaunen) – Und diese große gelbe Kugel nennen sie – den "*großen Käse*" (wachsendes Erstaunen), weil sie von dort ihre Nahrung beziehen, und wegen der Ähnlichkeit mit ihren runden, gelben, holländischen Käsen ...

(Alles geht in großer Erregung auseinander; die Männer krazen sich am Kopf; die Weiber schlugen die Hände zusammen; *Max* ist wie starr und geistesabwesend)

... Seht, so ‘was erfindet man doch nicht. – Und wenn ich Euch ausführlich erzählen wollte, was die da droben für eine merkwürdige Sprache sprechen, eine Art Kauderwelsch, in dem nur ein paar holländische Wörter vorkommen, wie der junge Lindenboom sich erst eine Grammatik anlegen mußte, bis er ihre Sprache einigermaßen verstand, und wie die da droben an den “großen Käs” *glauben* und ihn anbeten ... da würden Eure Bedenken schwinden ... und Ihr würdet mit mir der Meinung sein, daß da droben nicht Alles so einfach ist, wie es sich die Astronomen vorstellen. (Er schließt unter wachsenden Ausrufen. Ein lautes, lebhaftes Gemurmel beweist, daß er [Rest unleserlich].)

Zwiebold (sich plötzlich Luft machend, laut) Sagt mir nur, Jürgen, woher Ihr das Alles habt – – Dergleichen saugt sich doch nicht aus den Fingern!

Jürgen (inmitten der Übrigen, die sich alle erhoben haben und mehr nach Vorn der Szene um ihn einen Halbkreis bilden) Wie ich Euch schon sagte, ist es ein *Leidener* Student gewesen, der, war es nur Verzweiflung über die über ihn verhängte Relegazion, oder weil er kein Geld mehr von Hause bekam, oder aus strafbarem Mutwillen, eines Nachts dem Mondmann nachstieg und drei Monate unter großen Entbehrungen Oben bleiben mußte, bis er wieder herunter kam und die ganze Reise weitläufig in einem Buch beschrieb, die – was die Hauptsache anbelangt – längst unter den Holländern eine ausgemachte Sache war ...

Strohschleißer (kritisch) Und die Hauptfrage, wieso ein solches Haus, oder Hohlraum, wie Ihr sagtet, da hoch Oben in der Luft schwebend halten könne, was wißt Ihr darüber?

Jürgen. Darüber konnte sich unser Student nur in Mutmaßungen ergehen, da es ihm unmöglich war, das Mondhaus in allen seinen Einrichtungen zu untersuchen, geschweige den Mondmann zu fragen. Denn aus Furcht, bei seiner Entdeckung auf die Erde hinabgeschleudert zu werden, hielt er sich im Mondkeller versteckt, bis es ihm beim zweiten Mondwechsel glücklich gelang, die Strickleiter zu erwischen und vor dem Mondmann selbst herabzusteigen.

Senfriecher. Die ganze Geschichte, scheint mir, ist eine freie Erfindung der Holländer, um ihr Käse-Geschäft in die Höhe zu bringen; denn sie treiben einen großen Handel damit.

Rockschößl. Ich werde mir heute noch einen der runden, holländischen Käse kaufen – mein Nachbar, der Spezereihändler, hält sie feil – und ihn in der Mitte durchschneiden, um mich an seinem Geruch zu orientiren, wieviel von den feurigen Mondflößen darin aufgespeichert sein mag.

Zwiebold Hätte mir auch nicht träumen laßen, daß man mit so einem Stück holländischem Emmentaler ein Stück vom Mond verspeist.

Senfriecher (gibt seine Pfeife ab, wendet sich zum Gehen) Mir habt Ihr das Käs-Eßen gründlich verdorben, Nachbar Jürgen.

Sauerrampfer (ebenso) ... und mir den ganzen Rauch-Abend.

Strohschleißer (ebenso) ... und mir meinen Spiel-Abend – – Mond-Historien sind keine Materie für Piket-Spieler und erwachsene Männer.

Rockschößl Gut Nacht, Ihr Herrn. Ich glaub, es ist spät geworden.

Die Übrigen Gut' Nacht! – Gut' Nacht! –

Hannah Jürgen, Eure Frau hat schon zwei mal nach Euch geschickt. Ich glaube, das Eßen ...

Jürgen Ja, ja, – ich komme schon

Max (flehentlich) Onkel Jürgen, ich bitte Euch, wo steht die Geschichte, gebt mir das Buch ...

Der alte Schwarming (streng) Nichts da! – Solche Erzählungen wirken schon an und für sich genug Unheil – – machen die Weiber verrückt – – Die Jungen träumen schon – – und machen die Bürger unfähig zu den Staats-Geschäften! – Nun gar erst die Lektüre.

Hannah. Im Gegenteil: ich glaube, die genoßene Lektüre kurirt sie am besten wieder und läßt sie das ausscheiden, was unmöglich davon alles erfunden ist.

Der alte Schwarming. Das weiß ich beßer – (zu den Übrigen) gut Nacht, Ihr Herrn, und nichts für ungut für den verlorenen Abend!

Strohschließer. Wie ich gesagt habe: Ammenmärchen, – je mehr man zu sich nimmt, je weniger wird man satt.

Sauerrampfer. Mir tut der Magen weh! – Gut Nacht! –

Friz (zu *Jürgen*) Vetter, wie alt war der Student, als er hinaufstieg?

Jürgen (freundlich) Was kümmert's Dich, mein Junge? – Ich glaube, so was wie 16 Jahre.

Friz (zu *Max*) Hörst Du, Max, 16 Jahre.

Jürgen Gut Nacht, Vetter! – Die Sache ist nicht so einfach, wie Ihr glaubt!

Der alte Schwarming. Ja, nur bringt mir die irdische Autorität nicht in's Wanken. – Die Leute müßen wissen, was sie unter den Füßen haben. – Ein Regiment mit dem Mond, das geht mir wider die Schnur, und verDirbt den staatsbürgerlichen Charakter ...

Jürgen (sich empfehlend) Frau Stadtschreiber!

Hannah. Vetter Jürgen, noch ein Gläschen vom ganz Alten (holt aus einem Wandschrank Flasche und Gläschen)

Jürgen. In Gottes Namen – und für Sauerrampfer's verdrobenen Magen ... (lacht) ... Friz, laß nicht zu lange auf Dich warten ... Gut Nacht!

Der alte Schwarming (im Begriff, sich zur Türe Rechts zu wenden, zu *Max*) Und Du, mach, daß Du in's Bett kommst!

Hannah (beruhigend) Es kommt schon.

(Elsbet hatte beim Verlassen der Nachbarn die Lampe noch Rückwärts zur Türe getragen, und hat, nachdem der Letzte sich entfernt, die Stube durch diese Türe mitsamt der Lampe verlassen. *Der alte Schwarming* und *Hannah* Rechts durch die Türe ab. *Max* und *Friz* in heimlichem Gespräch bleiben allein zurück. Es ist ganz dunkel. Die Türe nach Rückwärts hat *Elsbet* offen gelaßen.)

Dritte Szene.

Max Schwarming und *Fritz Jürgen*.

(Es ist Nacht)

Max (plötzlich losbrechend) Hast Du die Geschichte vom Mondmann genau gehört?

Fritz (gleichgültig) Ja, warum?

Max (sehr entschieden) Gehst Du mit mir nach Holland, wir suchen ihn auf; wir steigen zu ihm hinauf.

Fritz Bist Du bei Sinnen?

Max Ich muß den Mann sehen; sein Haus, seine Familie, wie er ißt, wie er lebt, was er treibt, seine Bücher – die Erzählung hat einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht.

Fritz. Aber glaubst denn Du daran? – Das war doch nur ein Märchen! –

Max. Ob ich daran glaube?! – Meinst Du denn, die gelbe Kugel da droben, die alle Monat voll wird und dann aus ihrer goldenen Haut herausschlüpft, sei tot; dort könne Niemand leben? Sie haben keine Atmosphäre, und was sonst noch in der Schule gesagt wird? – Es gibt viele Erzählungen aus alter Zeit, die berichten, es hausten ein paar alte, arme Leutchen da droben; man sehe ja ihre Köpfe. – Warum soll denn allein da droben Niemand wohnen, nachdem bei uns so viele Menschen wohnen? – Ich glaube das nicht. Da steckt etwas dahinter. Und ich glaube, die Erzählung von dem Studenten ist am Ende doch wahr; wenigstens sehr wahrscheinlich. Denk' einmal an, wie käme der auf solche Erfindungen, nein, daß der Mond mit einem Teer-Überzug versehen ist, und daß dieser durch die Sonnenstrahlen am Ende des Monats heiß wird, so daß er zu glühen anfängt. Das ist doch höchst wahrscheinlich; wenigstens nicht erfunden ... (in diesem Augenblick trifft ein intensiver Lichtstreifen vom Fenster Links und von dem dort zu denkenden Vollmond den rückwärtigen Teil des Hauses, und wandert von dort während des Folgenden gegen die Mitte des Lezten zu, so, daß er den mit dem Gesicht dem linken Fenster zugewanten *Max* allmählich voll bescheint, den mit dem Rücken diesem Fenster zugewanten *Fritz* dagegen unter sich im Dunkeln läßt. Beide Knaben sitzen dann.

Beide fahren hier zunächst erschrocken zurück)

Fritz. Da ist er! –

Max Der Mond – er ist voll – ich glaube, wir haben Vollmond! –

Fritz. Leicht möglich! – Aber höre, Max (er nimmt *Max* bei der Hand, und beide setzen sich in der Oben angegebenen Weise vor dem Tisch in der Mitte einander gegenüber) Selbst zugegeben, es wohnen Leute da droben, was geht es Dich an? – Du bist sowieso immer der Letzte in der Schule! – Lerne Du Deine unregelmäßigen, französischen Verben, damit Du ...

Max Das Mondhaus ist jetzt wichtiger wie die französischen Verben ...

Fritz Du wirst im Herbst wieder sitzen bleiben müssen ...

Max Der Mathematikprofessor hat gesagt, es ist so gut wie sicher, daß ich im Herbst nicht aufsteigen darf ...

Fritz. Um so mehr bleibe hier, und suche aufzuholen, was noch aufzuholen ist ...

Max Nein, wenn ich hier nicht aufsteigen darf, will ich wenigstens versuchen, auf den Mond zu steigen ...

Fritz. Du bist ein Narr! Du wirst, magst Du's anfangen, wie Du willst, hinaufsteigen und das Genick brechen!

Max Mein Vater sagt mir sowieso, er werde mich totschiagen, wenn ich im Herbst nicht aufsteigen darf. Dann kann ich es auf dem Mond grad' so gut probieren.

Fritz. Ich geh' nicht mit Dir; ich muß noch meinen deutschen Aufsatz machen. Und außerdem will ich im Herbst in's Gymnasium kommen.

Max Gib mir wenigstens so viel von Deinem Taschengeld, daß ich mir Wurst und Brod bis Holland kaufen kann.

Fritz. Nach Holland willst Du?

Max Natürlich.

Friz. Heute noch?

Max Gewiß! Hast Du nicht gehört, daß der Mondmann nur in Holland niedersteigt, bei der Stadt *Leiden*? Und siehst Du nicht, daß der Mond schon im letzten Viertel ist?

Friz. Und warum gerade nach *Holland*?

Max Weil es dort nur die runden, holländischen Käse gibt, die er zu seiner Nahrung braucht. Du bist so dumm, Du wirst im Mond aufsteigen.

Friz (gibt im Geld, beleidigt) Obwohl Du mich immer dumm schimpfst, will ich Dir doch geben, was ich habe; weil Du mich drängst.

Max (fält ihm um den Hals) Auf, liebster Friz, sei mir nicht böse, siehe, ich muß es ausführen. Denn ich weiß gewiß, daß es sich so verhält, wie Onkel Jürgen gesagt hat. – Hast Du nicht noch ein paar Handschuhe?

Friz Zu was denn Handschuhe?

Max. Ach, weißt Du, ich fürchte, die geteerte Strickleiter ist recht hart, ich werde mir bei den vielen, vielen Sproßen – denke, bis zum Mond hinauf – die Hände zerreißen. Im Winter springen mir sowieso immer die Hände auf. Und Oben wird es sehr kalt werden. – Bitte, bitte, liebster Friz, es ist meine letzte Bitte!

Friz (gibt ihm ein paar Handschuhe, die er nach kürzerem Suchen in seinem Rok gefunden; weinerlich) Jetzt muß ich zu Hause sagen, ich habe sie verloren, und werde Deinetwegen geschimpft.

Max (fällt ihm neuerdings um den Hals) Auf, bester Friz, nimm es nicht übel, es ist meine letzte Bitte. Siehe, ich bin nun einmal nicht für die Erde geschaffen. Ich *muß* auf den Mond. Du warst immer so gut gegen mich, hast mir immer, obwohl ich so faul war, in meinen Hausaufgaben geholfen, und mich bei den Andern in Schutz genommen, wenn ich nicht mehr wiederkomme, denk' manchmal an mich!

Friz (bewegt) Das will ich tun.

Max Und sage Niemand, daß ich fort bin, und wohin.

Fritz (wie Oben) Das will ich auch tun.

Max Entweder komme ich wieder als Mondmann, oder ich komme überhaupt nicht. – (Küßt ihn) Adiö! (Er geht nach Hinten, nimmt seine schwarzen Anzüge und ebensolchen leichten Überwurf von einem Kleiderhaken und geht Rechts durch die offene Türe ab)

Fritz (schaut dem Gehenden einige Zeit starr nach, sinkt dann auf den Stuhl zurück und läßt schluchzend den Kopf auf den Tisch fallen. – Der Mond-Reflex starr über ihn hinweg an der rechten Wand geheftet. – Der Vorhang fällt.)

Akt.

Erste Szene.

(Eine geheimnisvoll-andeutende, diskrete Musik, die schon vor Aufgang des Vorhangs begonnen, begleitet die ganze Szene)

Der Mondmann, Max Schwarming.

(Kahle, flache Gegend. Dämmerlicht. Weiße, dampfende Nebel treiben hin und her und verhüllen zeitweise den Hintergrund, der den Charakter eines unendlichen Horizontes haben soll), weiter nach Vorn läßt sich der Boden als grüner Hintergrund mit stellenweise halb-Mannshohem Gebüsch oder jungem Gehölz erkennen, welch letzteres beide Kulissenseiten einsäumt. Die Nebel reflektieren ein vages, also ziemlich intensives weißes Licht. Allmählich taucht von Hinten und Rechts kommend, schon in der Ferne durch den Nebel sichtbar, eine lange, magere, gelbfosforeszirende Gestalt auf, die sich grell von der Dämmerung abhebt, deren Leuchtkraft den Charakter des Eigen-Lichts, nicht den der Beleuchtung, macht, und die, eine schwere, dunkle Last auf dem Rücken tragend, allmählich leise, aber keuchend näherkommt: *der Mondmann*. In der Mitte der Bühne angelangt, wirft er, stark von zischenden Nebeln umkreist, seine Last mit dumpfem Gepolter ab, richtet sich auf, und schaut vigilierend nach allen Seiten sich um. Während er einen Moment ermüdet ausrastet, huscht *Max Schwarming*, aus der rechten Kuliße Links kommend, im gleichen Anzug, wie im ersten Akt, also ganz schwarz, nur noch mit einer zierlichen Kapuze bekleidet, mit auf den Hintergrund gerichtetem Gesicht geht er über die Bühne nachts Rechts, wo er sich etwa bei der zweiten Kuliße hinter einem niedrigen Buschwerk verbirgt.

Max (flüsternd) Der Mondmann – Er ist's – Was wird er beginnen? –

(Währenddem hat der *Mondmann* auch Himmelsschau gehalten und hat, nach kürzerem Suchen, in die Höhe greifend, eine Strikleiter gefaßt, die, wie sich jetzt erst ergibt, weiter Hinten durch die Nebel versteckt am Boden schleifte, in der Mitte des Schnurbodens herabhängt, dem Zuschauer, von gelegentlichen Schwankungen abgesehen, in Profil sichtbar ist, und aus demselben glizernden, fosforeszirenden, selbst-leuchtenden Stoffe zu bestehen scheint, wie der Mondmann. Er zieht dieselbe nach Vorn, von wo sie, durch heftige Oszillationen gefördert, und von dem jetzt vernehmbaren Wind getrieben, bis nach Vorne in's Proszenium pendelt und laut schnurrend am Boden hinschleift, – wo ihr *Max* mechanisch und wie von Grausen unbewußt entgegenspringt – und wieder zurück; so daß selbe, besonders in der Höhe von Nebel verdeckt, mit ihren leuchtenden Oszillationen nun auf Momente dem Zuschauer sichtbar wird und wieder verschwindet. – Der Mondmann befestigt nun die dunkle, am Boden liegende, Last ruksakähnlich am Rücken, so daß die beiden Hände frei bleiben und die glänzende, schlanke, leuchtende Silhouette des Steigers nicht zu sehen beeinträchtigt wird. Er greift dann in die Strikleiter und beginnt langsam und bedächtig nach Oben zu steigen, während die unter ihm schlaffe Leiter heftig oszillierend hin und her schwankt. *Max* ist aus seinem Verstek nun vorgesprungen und schritt starr der durch den Nebel sich nach Oben bewegenden, oft teilweise verschwindenden, leuchtenden Figur nach. Er ist dann plötzlich, wie von dem grausigen, verführerischen Schauspiel sich abwendend, auf ein Knie zu Boden gestürzt, das Gesicht in die Hände vergrabend)

Max (vor sich hin lamentierend) ... Was soll ich tun? – – Mein Vater! – – Meine Mutter? – Friz Jürgen! – –

(Währenddem ist die Strikleiter zu ihm vor- und wieder zurückgeschnellt. Als er nach weniger Zeit aufsteigt, ist der Mondmann bereits hoch über ihm in den Wolken zu erblicken. Er springt auf, wie vor Entsetzen noch zurückschauernd, gierig aber den Bewegungen der Strikleiter zu seinen Füßen folgend. Bei einer nächsten Oszillation folgt er dem zurückschnellenden Leiter-Ende mechanisch hastend mit einem Sprung auf, und steht nun mit vorgebeugtem Oberkörper, vorgreifenden Armen gespannt gegen die Rückseite der Leiter gerichtet. Die nächste Pendelung spielt ihm die Leiter in die Arme, er greift zu und wird mechanisch von ihr nach Hinten gerissen, wo er zunächst im Nebel verschwindet. – Bald sieht man die schlanke, schwarze, ganz lichtlose, von dem weißen Nebel sich kräftig abhebende Silhouette Maxens, mit der Kapuze bekleidet, durch eine Wolkenlücke nach Oben klettern. – Nun verschwindet die ganze Szene.

Busch, Winde, Gehölz, Nebel, Wolkenmaße und Strikleiter langsam nach Abwärts, während beide Steiger sich nach Oben bewegen und das einholen, was ihnen in vertikaler Richtung an Spazium verloren geht, so daß sie in emsiger Steige-Arbeit begriffen stets dem Publikum sichtbar bleiben und eine Wandel-Dekorazion senkrechter Richtung entsteht. Wolken jagen vorbei und verhüllen auf Augenblicke Maxen oder den Mondmann; der Wind pfeift; im Hintergrund werden Sternbilder auf Augenblicke in leuchtender Klarheit sichtbar, an denen unsere Steiger sich vorbei bewegen. Meteore zischen vorbei; bald ballt sich finsternes Gewölk von Oben her zusammen, in das beide Nach-Oben-Steigende nun eintreten; der Sturm heult, Blitze zucken, Donner rollen; und während nun die Nach-Abwärts-Bewegung der Szenerie allmählich verfließt und Max und der Mondmann durch Gewitter und Sturm zuletzt die für das Auge der Zuschauer gegebene Grenze der Bühnen-Höhe verwischen, fällt der Vorhang; während die bis vorhin sich diskret zurückhaltende Musik es nun in der Pause bis zur Fertigstellung der nächsten Szene es unternimmt, die weiteren Gefahren unserer beiden Reisenden (etwa im Charakter von Gluck's Zwischenakt-Musik zu "Eurydike" bei der Wandlung der Unterwelt zum Elysium) zu schildern.)

Zweite Szene. (Das Mondhaus)

(Die Musik verläßt am Schluß des Zwischenaktes ihren stürmischen Charakter und geht allmählich in ein weiches *smorzando* über zur Illustrirung der idyllischen Szene der Kinder-Schlafzimmer auf dem Mondhaus, welches sich zunächst den Augen darbietet.)

Die Mondfrau, die 30 Mondkinder, später Max und der Mondmann.

(Beim Aufgehen des Vorhangs zeigt es sich, daß die Szene eine Hohlkugel, oder eliptischen Hohlraum, darstellt, von dem die Rampe ein Segment abschneidet. Dasselbe erscheint ringsum gewölbt, wie aus Holz konstruirt, mit wie bei Schiffhohlkörpern oder gotischen Gewölberundungen hervortretenden Holzrippen (von Oben nach Unten) und quer an Bretterfüllungen. Oben, in der Mitte der Deke, beim Vereinigungspunkt dieser Holzrippen, eine Art Schlußstück wie bei Kuppeln. Der hohe Boden stellt in diesem Hohlraum wiederum einen Durchschnitt, von etwa $\frac{1}{4}$ des Ganzen, dar, so, daß unter dem Fußboden ein kleinerer und sichtbarer Hohlraum (Versenkung) – der Mondkeller – zu denken ist, von dem die Wände mit den Holzrippen bauchig, wie bei einem Tunnel, nach Oben steigen. – Die Wände sind schmutzig, alt und verraucht. Einrichtung ärmlich, ländlich, bäurisch. Gegenüber dem Zuschauer, auf der

Rückseite in der Mitte, eine breite, Fensterladen⁵-förmige Öffnung, die einflügelig schließt, in's Freie – den Himmelsraum – führt, an deren inneren Teil die Strikleiter außerhalb mündend zu denken ist, und durch die unsere Reisenden hereinsteigen werden. Sie ist breit und hoch genug, um spätere Erscheinungen am Firmament – wie das Vorbeiziehen des “großen Käses”, – der beleuchteten Erde – bequem überschauen lassen zu können. Rings an den Wänden befinden sich 30 Kinderbetten und 2 Betten für den Mondmann und die Mondfrau darunter verteilt, daß auf jeder Seite, Rechts wie Links, 16, je ein Bett der Mond-Eltern nach Rückwärts, nach dem Ausgang, den Schluß bildet, und alle Betten mit dem Kopfe an der Wand, mit dem Fußende in's Innere der Zimmer ragen, und außerdem je zwei Betten der Länge nach so aneinanderstoßen, daß zwischen je zwei Betten ein schmaler Gang zum Betreten übrig bleibt. Am Fußende eines jeden Bettes ein Spinnrad. Hinter den zwei vordersten Betten, Rechts und Links, je 1 Paar Kinder-Pantoffeln. Das Bettzeug sind dicke Kißen und hohe, grell-karirierte Plümoos. Die Elevazion der Bühne nach Hinten ist so, daß die Flächen der Betten bis zum letzten übersehen werden können, oder es sind die Bettfüße nach Hinten zu entsprechend zu erhöhen. In der Längsachse der Bühne und in der Mitte des oblongen Raumes steht ein langer, schmaler, niedriger Tisch, mit den Schmalseiten nach Vorn und Hinten, Rechts und Links flankiert von je einer niedrigen Bank, auf der je 15 Mondkinder zum Essen Platz haben, Oben und Unten an den Schmalseiten des Tisches je ein Sitz für Mondmann und -frau. Nach Vorn zu zwischen dem vorderen Ende des Tisches und den Bett-Kanten im Fußboden eine Falltür mit eisernem Ring, die in den Mondkeller (Versenkung) führt. An den Wänden hängen simpel gehaltene astronomische Bilder, gelb auf grauem Grund, der “große Käse” (mit Amerika-Ansicht), Sternbilder, Kometen u. dgl.

Beim Aufgang des Vorhangs ist die Szene dämmrig. Nur auf den Betten liegt eine fahle Helle ausgebreitet. Alle Kinder und die Mondfrau liegen zu Bett und schlafen. Die Musik bringt diese Eia-Popeia-Stimmung, die einen friedlichen, hindämmernden Charakter haben soll, zum Ausdruck. Man hört leise draußen den Wind sausen. Die Mondkinder mit kittgelben, kugelrunden Gesichtern, mit geschlizten Äuglein, breiter Stupsnase, kleinen aufgeworfenen Lippen, flachsigen Zöpfchen, die glatt rings um den Hinterkopf aufgesteckt sind und so auf die Kopfform zu Mondkugeln vervollständigen, schauen alle mit dem Gesicht, welches intensiv-gelb aus dem Bett hervorblickt, gegen die Zuschauer, und machen in ihrer ganzen Erscheinung den Eindruck des Grotesken, Wunderlichen, Außerterrestrischen und Fabelhaften.

5 Zwischen “Fenster-“ und “ladenförmige” befindet sich im Ms. eine Graphik, die den Grundriß des Mondhauses zeigt.

Die Schlafszene wird plötzlich unterbrochen – und damit zugleich endet die zuletzt äußerst zart gehaltene Musik – durch ein starkes Klopfen am Laden. – Man hört Hinten einen noch im Schlaf gegebenen rülpstigen Ausruf der Mondfrau, dem bald ein lautes Poltern, Schimpfen und Hantieren von Außen am Laden folgt. – Ein zweites, heftigeres Klopfen weckt die ganze Gesellschaft. Mit dem Ruf)

Mondkinder Der Papa! – Der Papa! –

(springen sie in ihren gelben Hemdchen barfuß (Trikoos) aus ihrem Bett, die zwei in den vordersten Betten Rechts und Links gegen das Publikum und eilen dem Mondmann entgegen. Die Mondfrau hat sich ebenfalls erhoben und beeilt sich, die Riegel am Laden, der nicht den Eindruck einer Türe machen darf, sondern den Charakter des dunkel-gebeizten und geschwärzten Holzes, wie die Wände, hat, und ein- oder zweiflüglig nach Außen aufgeht, zurückzuschieben. In dem Moment, in dem der Laden aufgeht, hört man draußen hastig den Wind pfeifen, man erblickt schwarzes Firmament, in dem einige Kometen vorbeihuschen, und das ganze Mondhaus gerät in heftige Schwankungen von Rechts und Links.

Technisch stelle ich mir die Möglichkeit, diese Oszillationen des Mondhauses von Rechts nach Links und umgekehrt dem Zuschauer sichtbar vor Augen zu führen, so vor, daß ein Tonnen-artiges Gerippe, welches in seinem Längendurchmeßer von Vorn nach Hinten läuft, zu $\frac{1}{4}$ unter der Bühne, zu $\frac{3}{4}$ über der Bühne sich befindet, auf einer unter dem Bühnenboden von Vorn nach Hinten verlaufenden Längs-Achse ruht, und, unter Bewegung der Kulißen-Einschnitte im Bühnenboden, nach Rechts und Links drehbar ist; wobei die die Rundung des Gewölbes ausmachende, bemalte Leinwandbekleidung – die Wände des Mondhauses – Unten, Rechts und Links, wo sie auf dem Bühnenboden anstößt, die gemachte Drehung, – die Oszillationen des Mondhauses – durch Faltenbildung, resp. Falten-Auflösung, ausgleichen würde. – So, daß also das Mobiliar stehen bleibt, und die Sich-Bewegende dadurch die Oszillation vortäuscht.

Erst dann erscheint der Mondmann keuchend und schimpfend, mit dem Kopf von Unten aufsteigend, gelb und fosforeszirend vor dem schwarzen Hintergrund sich abhendend, wie von einer draußen befindlichen, etwas tiefer gelegenen Landung (wie die Mündung der Strikleiter zu denken ist) hereinsteigend, hält zunächst inne, und überschaut die Szene, und bemüht sich dann, die große, dunkle Last, während er noch draußen steht, mit Hilfe der Mondfrau, von seinem Rücken kopfüber in die Stube hereinzuwälzen, wo sie mit großem, dumpfen Geräusch und unter heftigen Oszillationen des ganzen Hauses

auffällt. Er selbst steigt dann hinauf. Mit der Ankunft des Mondmannes wird die Beleuchtung etwas heller.

Mondmann (unter Keuchen und Schimpfen; während draußen der Sturm anhält)
... Verfluchtes Wetter! – – Ein Gewitter paßirt – fast zwei Meter hoch! – Fast hätt' mich's heruntergerißen – –

(Die Kinder umringen wehklagend den Mondmann)

Mondkinder Papa, hast Du nur zu Eßen mitgebracht? – Wir sind hungrig! Seit zwei Tagen haben wir nichts gegeben! (Sie machen sich über den Sak her.)

Mondfrau Hast Du mir meine holländische Haube mitgebracht?

Mondmann (ihr drohend, noch immer ausschnauend) Jetzt denkst Du an Deine Haube! – Wo mich der Sturm fast zerrißen! – Warte, Du! ...

(Während dieser Szene ist *Max* mit herabgerißener Kapuze und zerrauten Haaren vorsichtig und leis ebenfalls durch den Laden hereingestiegen und hat sich nach kurzem, ängstlichem Orientieren, durch seine schwarze Kleidung in dem Dämmerlicht wenig erkennbar, unbeachtet von den Andern, in die Nische Links zwischen dem letzten Bett und der Ladenöffnung versteckt. Er ist sehr blaß, geängstigt und furchtsam, und bildet in seiner ganzen Haltung den completen Gegensatz zu diesen gelben, knauserigen und ärmlichen Insaßen des Mondhauses (der Mondmann läßt sich müd' und abgehezt am rükseitigen Ende des Tisches nieder, wo er apatisch den Kopf in die Hand stützt.)

Mondfrau (die die obige Lekzion mit mißmutigem, unverständlichem Gemurmel beantwortet, verjagt die Kinder von dem Proviantsak mit einem zornigen) Marsch mit Euch! – An den Tisch! – Gleich wird ausgeteilt.

(Die Kinder fahren kreischend auseinander, und sezen sich mit Schulbankmäßiger Pünktlichkeit auf die zwei Seiten des Tisches, wo sie der Dinge warten)

(Die Mondfrau ist jezt erst nach Hinten gegangen und schließt und verkeilt die Holzläden, die sie von Außen hereinzieht. Erst jezt läßt im Innern der Sturm nach und wird das Pfeifen des Windes schwächer. – Sie öffnet darauf den Sak, nimmt einige der runden Käse heraus und verteilt sie in Stükchen an die gierig danach greifenden und sogleich zu schnabulieren beginnenden Kinder. Sie selbst sezt sich mit einem Stük an das vordere Tischende, den Kindern

zugewant, und längere Zeit hört man nichts, als das laute Schmazen der 30 Mündchen und das gelegentliche Wakeln des Windes am Laden.) (Pause)

Mondfrau (sehr mild) Papa, was gibt's denn Neues auf dem *großen Käse*? –

(Pause)

Mondfrau (sehr freundlich) Papa, erzähle den Kinder was, wie's drunten gegangen ist.

Mondkinder (freudig) Erzähl' uns was, Papa!

Mondmann (hebt müd das Haupt, mit matter Stimme, unter großer Teilnahme Maxens) Ach, es geht immer schlechter. – Ich kann die Nahrung nicht mehr zusammenbringen – die Käse werden immer kleiner und schlechter – Ich werde immer älter und gebrechlicher – Wer wird Euch die Käse heraufholen, wenn ich einmal krank werde – Ihr müßt dann verhungern –

Mondfrau So klagst Du jedesmal, wenn Du heraufkommst – Du bist müd vom Heraufsteigen – Ruhe Dich aus, es wird besser werden – (Pause)

Mondfrau (gelegentlich) Es war ein großes Gewitter zwischen dem 'Orion' und dem 'großen Bären'?

Mondmann (auffahrend) Entsetzlich! – Ich glaubte, es reißt mich von der Leiter hinunter – (Max bekräftigt für sich, schlägt leise die Hände zusammen)

Mondfrau Wir haben es gehört – Die Kinder konnten lange nicht einschlafen. –

Mondmann (nach einer Pause) Ich habe den Kindern 'was mitgebracht –

(Großer Jubel unter den Kindern – durcheinanderschreien: Was? – Was ist es? – Was hast Du uns mitgebracht, Papa? – Ist es 'was zum Essen? –)

Mondmann Hauben! – Häubchen! – Holländische Häubchen – wie sie die *Käse Kinder* tragen! (Jubel und Erstaunen) – Auch der Mutter hab' ich 'ne große Haube mitgebracht – – (Mondfrau ist sehr gerührt) – da sind sie im Sak – zuoberst – – (Mondfrau und einige größere Mondkinder paken unter großer Neugierde der übrigen Kinder wie Maxens die Häubchen aus, die Alle sogleich aufsetzen und die die Kinder kostümlich zu dem ergänzen, was man Kate-Greenaway-Figuren nennt)

Zelestine (eines der Mondkinder) Papa, sind die Käsekinder auch so schön wie wir?

Mondmann (mit großer Überzeugung) O nein, – die Kinder auf dem großen Käs sind viel häßlicher – sie haben lange Nasen, dike, rote, gemästete Lippen, aufgerißene Augen und häßliche schwarze Haare auf dem Kopf.

Mondkinder Ah! Ah!

Mondmann (wie Oben) Ihr seid nämlich viel schöner.

Mondkinder Ah! Ah!

Serafine (eines der Mondkinder) Wißen die Kinder auf dem *großen Käs*, daß wir so schön sind?

Mondfrau (mit ihrer Haube beschäftigt) Papa wird es ihnen gesagt haben.

Infantina (eines der jüngsten Mondkinder) Was ist der große Käs, Papa?

Andere ältere Mondkinder (dazwischenrufend) Ach sei ruhig, Infantina, Papa ist müd von der langen Reise, – er will ausruhen.

Mondmann (sehr ernst) Der *große Käs* ist die dike, gelbe, große Kugel, die tief Unten, viele, viele hundert Meilen unter uns im Dampf schnarcht. Dort gibt es Städte, Wälder, Weiden und [unleserlich]. Und dort wachsen die schönen, runden, gelben Käse, die ihr eßt, die die häßlichen Käsmenschen für uns bauen müßen ... (Es kommt plötzlich ein heftiger Wind–Stoß, der das Mondhaus stark auf die rechte Seite dreht. Kinder und Käse purzeln nach dieser Seite. Der Tisch und die Bänke rutschen ebenfalls dahin. Einige der älteren Mond–Kinder stemmen sich an die linksseitigen Bett–Enden an, um diese Schieber vom Herunterrutschen abzuhalten, Mondmann und –frau werden von ihren Sizen ebenfalls aufgestoßen und auch Max aus seinem Verstek etwas nach der Mitte gerissen.)

Mondmann (wieder seinen Siz gewinnend, flegmatisch) ‘Sis nur a Klein’s Windstöße. –

Mondfrau 'Sis nur a klein's Windstöße. (Man rückt Tische und Bänke wieder zurecht, die Plätze werden wieder eingenommen und Mahlzeit und Gespräch fortgesetzt)

Terrestris Gibt es auf dem großen Käs' auch Menschen, wie wir sind?

Mondmann Häßliche, widerwärtige Gesellen, schwarz und wild, in grauen und grünen und schekigen Kleidern, mit verzerrem Gesicht, die sammeln die Käse in ihrer großen Stadt und verstecken sie in große, steinerne Keller, damit die Mondleute sie nicht finden.

Mondkinder (verwundernd) Oh! Oh!

Hallunka (den jüngeren Kindern weitererkklärend) Und Papa darf nicht viel eßen, muß mager bleiben, damit er durch die Kellerlöcher schlüpfen kann, und uns Käse holen ... Nicht wahr, Papa? –

(*Mondmann* bestätigt) (*Max* sehr betroffen)

Mondkinder (wie Oben) Oh! – Oh!

Nubulosa (wie Oben *Hallunka*) Und Papa steigt jeden Monat hinunter und holt viele, viele runde Käse für Mutter und uns, und steigt mit dem großen Sak herauf zwölf, zwanzig, dreißig Stunden ...

Mondkinder Oh! Oh!

Mondmann (fährt plözlich aus seiner Apatie auf) Ist die *Leiter* heroben? –

Mondfrau (voller Bestürzung sich erhebend) Die Strikleiter! – Unsere Leiter – Komm', Serafina – Zelestina – Lunina – Terrestris – Nebulosa – Helft heraufziehen – sonst steigt uns noch einer von den Käsleuten herauf, und brächte unser Mondhaus aus dem Gleichgewicht (sie geht zur Falltür nach Vorn und steigt mit fünf der größeren Kinder hinunter. Bald hört man ein rollendes, dumpfes Geräusch, welches längere Zeit andauert und das ganze Haus in zitternde Bewegung setzt). Der Mondmann öffnet den Laden, wo lautes Windpfeifen und vorüberhuschende Wolken die Szene begleiten, um das Aufrollen der Leiter zu überwachen. Die übrigen Kinder im Aufsteigensgruß [?]. *Max* betroffen)

Mondmann (der den Laden wieder geschlossen, zu den aus dem Keller wieder Zuückkommenden) Die Leiter ist an einigen Stellen brüchig geworden – noch so ein Sturm, wie heut Nacht, und ich steige auf den großen Käs – und Ihr seid dann allein – und müßt verhungern!

Mondkinder (voller Angst) Oh – Papa steigt auf den großen Käs ...

Mondfrau Also zum Spinnen! Fäden drehen, Garn flechten, Strik ziehen – Vorwärts zum Spinnen! – Ihr habt sowieso nichts mehr gearbeitet, seit Papa fortgewesen ...

Mondkinder Zum Spinnen! Zum Spinnen! – (Sie holen ihre Spinnräder, die vors Fuß–Ende jedes Bettes plaziert sind, und sezen sich um die Mondfrau, die ebenfalls ihr Rad vornimmt, stehend im Vordergrund, zwischen den vorlezten Betten Rechts des Betts, zusammen. Die Musik intoniert eine Spinn–Weise. Der Mondmann Hinten ruht mit auf den Händen gestüztem Kopf am Tische aus. Sobald die Räder einige Zeit im Gang, stimmen alle Mädchen die Weise an:)

Als einst vor vielen tausend Jahr
Die Sonne den Kleinen Mond gebar
Da flog das kleine lustige Haus
In das weite Sternen–Meer hinaus;
Und von den Sternlein auf mein Wort
Ist es der hellste, luftigste Ort.
Spinnt, Kinder, spinnt!

(Ein Luftstoß kommt, erschüttert das ganze Haus. Die Mädchen stoßen einen – musikalisch akzentuirten Schrei aus – Ai! – und wanken auf ihren Sizen mitsammt den Rädern etwas nach Rechts. – Der Mondmann hebt müd den Kopf – läßt ihn dann wieder sinken – die Musik lenkt in die Spinnweise wieder ein – und die Mädchen singen)

Im Mondgehäuse hölzern und dünn
Dreißig Bettchen stehen darin;
In jedem schläft ein Mädchen klein,
Die spinnen Flachs jahraus, jahrein;
Sie spinnen die Fäden fest und lang
Für den weiten Himmelsraum entlang.
Spinnt, Kinder, spinnt!

(Ein neuer Stoß erschüttert das Haus)

Der Mondmann dreht sich bald daraus
Eine Leiter, die reicht vom Mondenhaus
Auf die Erde am schwankenden Strik,
Dort kreischen Menschlein breitmäulig und dick.
Er kommt in ihre Stadt hinein
Mit feuerprächt'gem Lichterschein.
Spinnt, Kinder spinnt!

(Ein heftigerer Stoß, als die vorhergehenden, wirft das Mondhaus so heftig wieder auf die andere Seite, daß alle Mädchen und die Mondfrau von ihren Sizen mit einem Schrei auffahren und ihre Geräte halten müßen. Auch der Mondmann schaut sich müd-apatish wieder um; und Max wird mitten in die Stube vorgeschleudert.)

Mondmann (schläfrig) Nur a kleines Windstöße!

(Alle nehmen bald wieder zur letzten Strofe ire Plätze ein)

Der Mondmann sorgt für die Kinder sein,
Er bringt ihnen Käse rundlich und fein,
Und schleppt und ergattert in seinem Sak
Was Alles hineingeht – hukepak.
Und daß es die Sonne nicht entdekt noch erspäh's
Bei Nacht verläßt er den *großen Kä!*
Spinnt –

(Ein heftiger Schlag unterbricht in diesem Augenblick das Lied. Der Sturmwind hat die beiden Laden-Flügel Rückwärts mit heftigem, lautem Ruk aufgerißen und nach Außen geschlagen. Alle stehen auf und bliken nach Rückwärts. Auch der Mondmann hat sich langsam erhoben. Max voll Furcht in der Ecke. Es ist dunkle, schwarze Nacht draußen. Der Wind pfeift heftig. Plötzlich erscheint, während tiefe Stille im Innern herrscht, draußen auf der Himmelswölbung von Rechts langsam heranziehend eine riesige beleuchtete Scheibe, im ungefähren Mondumfang, in fahlem, grünlich-gelbem, dunstigem Licht. Sobald etwa $\frac{1}{4}$ der Scheibe sichtbar, bricht

Die Mondfrau (in den überraschten Ruf aus) Kinder, der *große Kä!*

Alle Mondkinder. Der *große Kä!*

(Sie laßen die Spinnräder im Stich und stürmen nach Hinten. Die Beleuchtung ist im Innern wieder dämmeriger geworden. Während der Mondmann, sobald er gesehen, um was es sich handelt, wieder schläfrig auf seinen Platz sich niedergelassen, [unleserlich] man Mondfrau und Kinder unter großer Anstrengung den ganzen Raum zwischen Mondraum und der Ladenöffnung [unleserlich], wo sie sich auf's Knie niedergelassen und mit stummer Verehrung das Fänomen anstauen. – Max, hart, einesteils, um Ausblick zu erhalten, andernteils, um aus der ihn jetzt bedrohenden Enge sich zu retten, die Aufregung benützt, um sich neben den Kindern vorbei, an den linken Bettladen sich haltend, nach Links, Vorn in's Proszenium zu retten, wo er in seinen Winkel noch vor dem vorletzten Kinderbett bis zum Schluß des Monats bleibt.)

Max (betrachtet mit erstaunten Augen, Aufwärts gestreckten Armen, den Zuschauern den Rücken wendend, die Erscheinung) *Die Erde!* – – – – – Dort ist Vater und Mutter! – Dort ist Friz Jürgen! – Und ich hier! Verlassen! – Verloren? – (Er sinkt schluchzend in's Knie und verbirgt sein Gesicht)

(Allmählich ist die Scheibe ganz hereingerückt. Man erkennt auf ihr als dunkle Zone die Umriße von Nord- und Süd-Amerika von Oben nach Unten sich erstreckend in der sog. Merkator's Projektion, wie sie in den Atlanten zu finden ist. – Noch bevor die Kugel am linksseitigen Laden-Rand zu verschwinden beginnt, ist)

Der Mondmann (brüsk aufgefahren; zu den dort Knienden) Marsch in's Bett! – – Glozt den dummen Kloß so lang an! – Und die Käse in den Keller schaffen! –

(Alle erheben sich nun. Die Mondfrau schafft mit einigen der älteren Kinder den Sak nach Vorn zur Falltür. Die Mondfrau steigt hinunter und läst sich die Käse hinunterreichen, wo sie mit einigem Rumoren geborgen werden. Schließlich wird der leere Sak hinuntergeschafft. Keuchend und schlappend verläßt die Mondfrau den Mondkeller, den sie schließt. Die andern Mondkinder haben inzwischen die Spinnräder auf ihre Plätze gestellt. Sie nehmen ihre Hauben ab und legen sie auf's Bett. Die Mondfrau stellt Tisch und Bänke zurecht, befestigt die Bettladen und richtet Alles für die Nacht her. Sie begibt sich endlich nach Hinten, legt die Haube ab, und geht, ebenso wie alle Mondkinder, schließlich zu Bett. Es ist nun wieder sehr dämmerig geworden. Die Mondgesichter der Kinder, die mit einem bestimmten, Leuchtkraft besizenden Farbstoff geschminkt sein müssen, beginnen wieder, aus den Betten herauszuleuchten. Der Mondmann, der, als die Rüstungen zu Bett beginnen, einen blumigen, gelben, leuchtenden Schlafrok angelegt hat, geht, während die Übrigen bereits alle zu

Bett sind, die ganze Länge des Mondhauses, neben dem etwas zur Seite gerückten Tisch und Bänken vorbei, stumm-pausirt und [unleserlich] auftretend auf und ab. – Die Musik beginnt leise wieder die Schlafweise wie zu Beginn der Szene. Es wird noch dämmeriger. Max hat sich zuletzt an das Bett der zu äußerst von Links schlafenden Kinder von Vorn in halb-liegender Stellung, wie zum Schlafen, angelehnt. Der Mondmann geht lezlich ebenfalls nach Hinten, schließt den Laden, aus dessen Fokus die schimmernde Kugel des ‘großen Käs’ Hinten verschwunden und verriegelt ihn. Man hört noch leise und friedlich den Wind säuseln. Endlich legt sich der Mondmann ebenfalls auf sein Bett. Die Musik behauptet noch eine Zeit lang die Stimmung, und dann fällt über das *Primißimo* dieser wie zu Beginn der Szene gedachten idillischen Kinder-Schlafstube der Vorhang.

Akt.

Erste Szene.

(Ratschreiber-Stube wie im I. Akt. Häusliches Stimmungsbild. Die lange Stil-Uhr an der Wand pikt laut. Es ist Nachmittag. Die Einrichtung der Stube ist eine andere, leerere, was auf die Abwesenheit Maxens einen Schluß erlaubt. Der große Mitteltisch mit den hohen Stühlen, der [unleserlich] des Rauch-Nachmittags bei Schwarmings, ist entfernt. Die Bücher-Regale auf der rechten Seite fehlen. Ein kleinerer Familientisch Rechts und Vorn im Hintergrund. An ihm sitzt *der alte Schwarming*, zeitunglesend. *Hannah* auf der andern Seite, Links im Hintergrund, mit einer Näh-Arbeit beschäftigt. Leute sind etwas einfacher gekleidet; in der Stimmung gedrückt.)

Der alte Schwarming (unter dem Lesen) Ich weiß nicht – es steht nichts Neues im “Boten” – nichts, was auf den Fall Bezug hätte – – Überschwemmungen – Austreten der Flüße – Verhaftungen – Verwüstungen der Felder – – – – – unser Ausschreiben ist auch wirkungslos gewesen – nicht die Spur einer Nachricht – – – – – (liest, etwas skandierend) ... die Springfluten an der Nordsee haben in diesem Frühjahr wieder große Zerstörungen verursacht – der Strand wurde auf viele Meilen einwärts überschwemmt, und Menschen und Tiere gingen zu Grunde; großer Verlust an Hab und Gut. Man glaubt, daß ein eigentümlicher Zusammenhang der Mondfasen mit der Stellung der Erde zur Sonne an den gewaltigen Veränderungen auf der Oberfläche unseres Planeten beteiligt sind. Überhaupt neigt man in gelehrten Kreisen der Meinung zu, daß der Einfluß des Mondes auf die Erde noch nicht genügend bekannt ist, und weit über jenes Maas hinausgeht, welches man bis jetzt unserem Trabanten in seiner Wirkung auf das Meer, auf die Erdschichten, auf die Pflanzen, das

Verhalten der Tiere, das – *Gemüt der Menschen* zuzuschreiben gewillt war ...” – Hm! – Das klingt recht sonderbar – Ich habe nie diesen Einfluß bestritten – (liest weiter) “... Profeßor Van Slavenkind [?] in Haag hat mit Unterstützung der Staatsregierung ein Laboratorium errichtet, um seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf den Mond, seinen Lauf, seine Fasen und die Veränderungen an seiner Oberfläche zu konzentrieren ...” (auffahrend) Weiß der Himmel, am Ende hat es doch mit dem Mond seine Richtigkeit, daß da droben nicht Alles sauber ist – und wenn auch die Erzählung von Vetter Jürgen eine fantastische Ausschmückung sein mag, irgend eine besondere Bewantnis hat es damit. (Geht auf und ab)

Hannab (ärgerlich) Vetter Jürgen sollte nicht so ungeheuerliche Dinge erzählen, wenn junge Leute dabei sind, die noch nicht trocken hinter’m Ohre sind.

Der alte Schwarming. Aber sag mir nur, Frau, was soll denn mit dem Jungen paßiert sein? Es sind jetzt fast zwei Monate her, daß er plötzlich verschwunden ist. Wenn er nicht gefunden hätte, was er gesucht, wär’ er doch längst zurückgekehrt.

Hannab. Hat er sich wirklich nach Holland auf den Weg gemacht, so irrt er jetzt vielleicht in der Lüneburger Heide oder in Gießen umher und weiß nicht wo ein und aus ...

Der alte Schwarming. Dann hätten wir längst Nachricht erhalten – ich habe die Ausschreibungen in alle deutschen und holländischen Blätter erlaßen – man hätte ihn irgendwo aufgegriffen – nein, nein, – die Geschichte mit dem Mond erscheint mir immer weniger geheuer – ich weiß nicht, ob er auf den Mond gestiegen ist, aber die Figur dieses leidigen Gesellen, dieses misantropischen ‘Mondmannes’ will mir nicht aus dem Kopf hinaus, – diese Figur ist zu echt, zu menschlich, so etwas erfindet man nicht – am Ende hat er Maxen in hinterlistiger Weise an sich gelockt – diese überirdischen Geister lieben es, sich mit Menschen–Kindern zu befreunden – – und ist die Sache fisikalisches betrachtet nicht ganz und gar unmöglich: ich habe in meiner Jugend davon gehört, daß die wilden Völker Amerikas große Felder mit Raps bebauen, und bestimmte Zeichen und Bilder in ungeheurer Größe darauf säen, die, wenn sie aufgegangen sind, in Riesenschrift erscheinen, und auf dem Mond gelesen werden können – warum sollen die Leute da droben nicht einmal den verwegenen Plan gefaßt haben, auf die Erde herunterzusteigen, um ihren überflüßig angebauten Hanf zu einer riesigen Strickleiter zu verwenden – auch habe ich gerade aus Holland, von merkwürdigen Diebstählen, nicht gerade von Käsen, sondern von allen möglichen Dingen, [unleserlich]. Gegenständen, Kleidern, Schulhaus–

Einrichtungen und dgl. gelesen, die sich kein Mensch erklären kann, und die mit rein menschlichen Absichten und irdischen Bedürfnissen nicht zu vereinbaren sind: – Wer weiß, was an der merkwürdigen Geschichte wahr und was falsch ist, und welches die Ereignisse waren, die jener Lindenboom wirklich erlebt hat. Und wer weiß, *wo* (er hebt die Hand in die Höhe, wie um irgend eine überirdische Zone anzudeuten) unser armer Junge von [unleserlich] Leuten festgehalten wird, geringe Dienste versuchen [?] muß, wie ein Aschenbrödel zurückgestoßen ist, und als Einer der vom “großen Käs” kommt, verspottet und scheußlich bezahlt wird ... (geht erregt auf und ab).

Hannah Laß gut sein! – Ich hab’ ‘ne Ahnung, der Jürgen kommt noch mal zurück.

Der alte Schwarming. Ich hab’ ‘ne Ahnung, als ob wir unsern Sohn für ewige Zeiten verloren hätten. – – Warum ist man auch mit den Kindern immer so streng – schrupft [?] sie und macht ihnen Angst, daß nimmer aus ihnen etwas Tüchtiges werde, – plötzlich verzweifeln sie und suchen einen andern Inhalt auf ...

Zweite Szene.

Die *Vorigen*, die *Nachbarn*, *Elsbet*, *der Mondbauer*, Volk, Schuljugend.

(Man hört draußen Gemurmel und Stimmengewirr; eine größere Menschenmenge scheint sich der Wohnung zu nähern)

Der alte Schwarming (sich umsehend) Was ist denn schon wieder los? – Das dort kommt ja aus der Aufregung gar nicht heraus.

Hannah Es wird der Ausrufer sein. Vielleicht hat er ‘was Wichtiges zu verkündigen.

Elsbet (hereinkommend) Herr, ein Mann ist draußen, er sieht ganz gelb aus, hat große (sie fährt mit den Händen an irem Körper hinunter) lange Rokschoße. Das ganze Dorf läuft ihm nach. Ich glaube, er kommt zu Euch.

Der alte Schwarming. Das ist doch toll (geht der Türe zu). Laßt doch sehen.

Hannah (ihre Beschäftigung weglegend) Was wird das wieder geben?

Zwiebold (hereinkommend) Nachbar, ein seltsames Ereignis: ein langer, ganz in Gelb gekleideter Mann – anscheinend ein [unleserlich] mit Kitt-gelbem Gesicht, einen Dreimäster [?] am Kopf, verlangt nach Euch, nach dem Bürger Schwarming, – er nennt sich ‘*Mondbauer*’, wundert sich, daß man ihn nicht kenne – er sei doch auf der ganzen Erde bekannt – schimpft und flucht, daß ihm die ganze Gegend nachläuft, er habe ein Geschäft mit Euch abzuwickeln (inzwischen hat man den Mondbauer draußen an den Fenstern vorbeikommen sehen, gefolgt von einer Schaar johlender Menschen) – da kommt er ...

Der alte Schwarming (aus tiefem Erstaunen sich erholend, fährt sich über den Kopf) Laßt den Mann herein – er ist mir willkommen – mag er kommen, woher er mag ...

Hannah (wie sich besinnend) Das ist ja höchst merkwürdig.

Zwiebold (dem eintretenden Mondbauern entgegen und auf Schwarming zeigend) Dort ist er, den Ihr sucht.

Mondbauer (in gelbem Lederanzug von altem schwäbischen Schnitt mit langen bis über die Knie reichenden Rokflügeln, großen runden Silberknöpfen, gelben Lederstiefeln, gelbem Dreispitz, einem langen, gelben Stok mit Silberknopf bis zur Hüfte reichend, grauer Perücke mit Seitenlökchen, das Gesicht gelb, mager, vergrämt, bißig; er schwäbelt; spricht kurz-entschieden, etwas ärgerlich; ist derselbe Schauspieler, wie der Mondmann, braucht sein Organ nicht zu verstellen, nur in Garderobe und Dialekt sich unterscheiden) Seid Ihr der Bürger Schwarming?

Der alte Schwarming (freudig gerührt, entgegenkommend) Ja, ja – bringt Ihr mir Nachricht von meinem Sohn?

Mondbauer Habet Ihr einen Sohn, der Max heißt? –

Der alte Schwarming und Alle im Zimmer (mit großer Überraschung) Ja, ja – kennt Ihr ihn? (von Hinten drängen allmählich die Nachbarn, andere Dorfbevölkerung, Friz Jürgen und ein gut Teil Gesinde und Schul-Jugend herein; der ganze Hintergrund besetzt, die Türe gepfropft mit Köpfen; und draußen sieht man durch die Fenster die Leute anstehen)

Mondbauer. Der is a schöns Früchtle! – Der brauchet mir halt a bisle as Haselnußstekele ...

Der alte Schwarming. Wer seid Ihr, bester Mann? – Woher kommt ihr? – Ihr habt einen merkwürdigen Akzent. – Seid Ihr am Ende ...

Fritz Jürgen (der inzwischen vorgekommen und sich den Gast mit großem Erstaunen betrachtet, herausfordernd) ... *Der Mondmann?* – Seid Ihr *der Mondmann?*

Alle (erstaunend) *Der Mondmann?* –

Mondbauer (entschieden) *Noi, noi! Sell nit! – I bin der Mondbauer – I kumm' us em Schwäbische! – I hab selbscht keei Namen – mi heißt mer halt: zum Mondbauer! – – Auf sellem Haus wohne meine Vorfahre scho seit urdenkliche Zeite – Mi kennt mer weit und breit – (mit großer Sicherheit) Habt 'er vom 'Mondbauer' no nix ghört? –*

Alle (schütteln die Köpfe, schauen sich betroffen an)

Jürgen. Sagt mir nur, werter Freund, wie kommt Ihr zu diesem seltsamen Anzug?

Mondmann *Den trage d' Mondbauern scho seit urdenkliche Zeite. Den hab' i bei meinem Vatter g'sehn, und hab'en bei mein Großvatter g'sehn, und mai Urgroßmutter hat g'sagt, selbige Tracht hat mer am Mondhof scho so lang d'Welt steht.*

Senfriecher *Ich habe aber einen solchen Anzug noch nie im Schwäbischen gesehen; und bin auch schon durch Schwaben gekommen.*

Mondbauer. *Noi, noi! – Da isch nur im Mondbauern–Hof die Tracht; di kennt mer sonst nit im Schwäbische.*

Strohschleißer *Und wo liegt Euer Hof mit Verlaub?*

Mondbauer *Weit, weit hinte (macht eine entfernte Geste mit der Hand) – über Gmünd no drauße – da geht's nen hohn Berg nauf – wenigstens e fünfhundert Stufe muß mer auf's z'lezt no naufsteige – da drobe liegt der Mondhof – und da isch mer vor e zwei Monat e jungs, saubers Bürschle nachgeschliche (großes Erstaunen; alles drängt vor, um den Mann sich genau anzuschauen; es bildet sich eine Korona um ihn; er ist der Mittelpunkt des einzigen Interesses) – i bin grad' vo der Stadt z'rückkomme, hab schwer trage, hab 'nen Sak voll große, dike Käs am Bukel g'habt – und da isch mer das Bürschle nachgeschliche – i hab nix gmerkt – wie kann i denke, daß mer so a lausigs Bueble hinte nach geht –*

amene Ort, wo sonst kai Seel wohnt – Nacht is au g'wese – 's hat viel Nebel g'het – und der Gauner is mer bis obe na mitgange, und hat si na wie e Dieb im Haus versteckt ... (Großes, allseitiges Erstaunen)

Zwiebold Wie groß ist wohl Euer Hof da droben, Mondbauer?

Mondbauer Isch nume a kleins Häusle – mit nem einzigen Fenster – mer könne nix aufmache da drobe – 's weht der Wind z'stark da drobe 's ganze Jahr – und nume a einzigs Stüble – mer könne nix baue da drobe – 's wächst nix – kei Holz – nirgends a Wald. – Und was 'naufz'schleppe isch e lang[unleserlich] Müh! ...

Rockschößl. Und was treibt Ihr da droben, Mondbauer?

Mondbauer Hanf bauemer – Hanf – nix wie Hanf. – Es wächst nix sonst. Der Bode is z'schlecht. Kai Gras, kai Rübe, kai Kartoffel – nume Hanf – nume Hanf.

Sauerrampfer. Und was tut Ihr damit?

Mondbauer Spinne – spinne, mai Mädle die verspinnen's – i hab dreißig Mädln (großes Erstaunen) – große un kleine – lauter helle fleißige Mädln – die spinne de liebe, lange Tag, und singe dezu, und sin lusti – und am End' vom Monat pakt d' Mondbäuri des G'spunnene z'samm und i trag's in d' Stadt und kauf Käs für d' Familie – große runde schöne Käs – freundlicher – und devo lebt d' Familie – – Aber so n Faulenzer, der si bei mir einschwärzt [?] und no Käs wegfrißt, das kann'i 'it brauche – bei mir muß' g'arbeit werde!

Jürgen Das ist ja eine seltsame Geschichte – Ihr seid also nicht aus Holland?

Mondbauer Noi, noi! Aus'm Schwabeland.

Der alte Schwarming. Ja, und wie habt Ihr denn meinen Sohn entdeckt?

Mondbauer Ja, aus dem Abgang im Käskeller habemer g'merkt, daß e Dieb im Haus sei muß, denn Ratte thue nit so hoch 'naufkomme.

Der alte Schwarming. Und wo fandet Ihr ihn schließlich?

Mondbauer Unter'em Bett hammern vorzoge – das Bürschle hat z'letscht do Angscht kriegt. Wenn als der Wind gangen isch und 's Haus hat e bischle

g'schwankt – no es pfeift alleweil der Wind e bischle stark und 's Haus isch e bischle luftig baut – na hat er unter'em Bett g'schtöhnt und hat Angscht kriegt – und so hemmer'n vorzoge. (Allseitige Verwunderung)

Der alte Schwarming. Ja, und hat mein Sohn sich Euch gegenüber nicht erklärt?

Mondbauer Wohl, wohl! – Aber lauter dummes Zeug hater g'redt – Schwäbisch hat er nit verstan'n – und mir ham ihn nit verstan'n. – Er hat alleweil d'Augen aufgrüßen – und Alles ang'schaut, als wenn er Menschen zum erstenmal in sein'm Leben gsehn hätt' – 's Gsicht hat er si mit gelbe Käsrinde ang'schmiert und wie der Vollmond raufkomme isch, hat er g'rufe: 'Der große Käs! – Der große Käs!' – und andere Dummheite. –

Der alte Schwarming. Ja, und wo habt Ihr nun meinen Sohn?

Mondbauer. Drauße, vorem Dörfle, habi en an en Baum gibunde, daß er mer nit davonläuft. (Laute Ausrufe – Leute stürmen hinaus)

Der alte Schwarming, Hannah und Andere. Bringt ihn nur her – Bringt ihn her. –

Mondmann Den will i Euch gleich bringe (Mondmann gefolgt von einem Teil der Anwesenden ab)

Jürgen Dieser Mensch ist mir eine höchst rätselhafte Persönlichkeit ...

Senfriecher Da steckt noch etwas Anderes dahinter.

Sauerrampfer. Ich bin dafür, daß man den Mann nach aller Regel gerichtlich inspiziert.

Rockschößl Es wird darauf ankommen, was Max zu erzählen weiß.

Zwiebold Das ist nicht nötig. – Ein Schwabe, ein Mensch aus einem ganz anderen Land, der unsere Gau', noch dazu unter so verdächtigen Umständen vertritt [?], ist unserer örtlichen Gerichtsbarkeit verfallen.

Der alte Schwarming O, wenn er nur meinen Sohn zurückbringt.

Hannah Wenn es nur kein entsezlicher Irrtum ist.

Strohschleißer Es könnte sonst ein entlaufener Junge sein, – und der Schwabe, der Euren Stekbrief gelesen, könnte sich den Sohn zu Nuze machen ...

Senfriecher ... vielleicht, um ein ansehnliches Lösegeld herauszuschlagen.

Sauerrampfer. Ich bin für energische Inquisizion und Detenzion.

Zwiebold Ihr seid Stadtschreiber und könnt nach Gutdünken verfügen. Der Zustimmung der Oberamtsrichter seid Ihr in einer so gefährlichen Sache jedenfalls gewiß.

Der alte Schwarming Wir wollen uns nicht unnötig beschweren.

Jürgen Es ist mir nur auffallend, daß wir genau jetzt wieder Vollmond haben – (er schaut zum Fenster Hinten hinaus; es ist inzwischen dämmriger geworden, so, daß bei Ankunft Maxens deßen gelbes Gesicht sich wirksam von der Umgebung abhebt) – er muß bald heraufkommen – es sind genau zwei Monate, daß Euer Max verschwunden ist.

Hannah. Was hat der Vollmond damit zu tun?

Der alte Schwarming Jürgen hat Recht – das Zusammentreffen ist auffallend – und die [unleserlich]salhafte, überirdische Persönlichkeit des Mondmann will auch mir nicht aus dem Kopf hinaus.

Strohschleißer. Einerlei, wo der Mann her ist, – ob Schwabe, ob Meklenburger, ob Mondbewohner – sobald er (drückt [?]) auf der rechten Seite) bei jenen grünen Wegenissen [?], zehn Minuten von hier, die Grenzen unseres Staates überschritten hat, begibt er sich in den Harnisch unseres weltlichen Arms und unterliegt unseren Staatsgesezen. (Man hört verworrene Stimmen sich nähern)

Rockschößl Es scheint, sie bringen ihn schon.

Fritz (der draußen, den Anderen voranlaufend, vorbeihuscht, kommt hastig herein) Er ist's! Sie bringen ihn! – Max kommt! –

Der alte Schwarming, Hannah, die Nachbarn. Gott sei Dank! – (Man sieht kurz darauf den Mondbauern mit Max und immer großen mitfolgenden und vorausmarschierenden Mengen draußen vor den Fenstern vorbeikommen. Es ist jetzt dunkel geworden.)

Jürgen. Da ist er – Armer Max! – Und ganz gelb im Gesicht.

Dritte Szene.

Die Vorigen; Max Schwarming.

Mondbauer (kommt unter großem Tumult zurück; er führt *Max* an der Hand, der im selben Anzug wie früher, sehr entkräftet, erscheint und kittgelb im Gesicht ist, so daß *Mondbauer* und *Max* sich schon durch ihre Gesichtsfarbe scharf in der Dämmerung und von den Andern unterscheiden. – Der ganze Hintergrund füllt sich mit Leuten) Da habt ihr den *Taugenix* – dem g'hört e Haselnußstekele – soden [?] Bürschle läßt man net im Land rumlaufe und em Herrgott en Tag abstehle – der soll ebbes lerne – solchs Bürschle – – – Und damit behüt Gott beinand'! (er verläßt während des Folgenden unbeachtet das Haus)

Max (ist, sobald ihn der Mondmann freigegeben, schluchzend seiner Mutter um dem Hals gefallen. Alles drängt sich um ihn. Sie stehen Links. Auf der andern Seite, Rechts, der alte *Schwarming*, starr, betroffen, mit ausgebreiteten Armen, erwartend, daß sein Sohn zu ihm eile)

Hannah. Mein lieber Max! – Daß wir uns wiedersehen!

Rockschößl Der arme Junge, er hat viel ausgestanden.

Zwiebold Wo mag er wohl gewesen sein?

Jürgen Er wird uns erzählen, wenn er sich erholt hat.

Strohschleißer Wie gelb und fahl er aussieht, es muß ihm nicht zum Besten gegangen sein.

Senfriecher. Hier, scheint mir, steckt ein großes Geheimnis verborgen.

Sauerrampfer. Wenn nicht ein Verbrechen!

Rockschößl. Wo ist der *Schwabe*?

Zwiebold. Wo ist der *Mondbauer*?

(Man schaut sich um)

Stimmen aus den Übrigen. Er ist fort. – Wir haben ihn nicht gesehen, und soeben sprach er noch. – Er hat unbemerkt das Haus verlassen. –

Strobschleißer. Wir gehen ihm nach!

Senfriecher. Wir nehmen ihn fest!

Sauerrampfer. Der Mann muß uns Recht stehen!

Zwiebold. Die Sache verlangt exemplarische Untersuchung.

(Die Mitte der Szene ist frei geworden. Die eine Hälfte der Anwesenden, *Hannah* mit *Max* und einem Teil der *Nachbarn*, stehen Links; *der alte Schwarming* mit den Übrigen Rechts; die im Hintergrund rücken von den Fenstern weg nach Links, sobald das Folgende gesprochen)

Fritz Jürgen (erblickt den *Mondmann* Hinten an den Fenstern vorbeigehend) (mit lauter Stimme und in die Mitte tretend) Da geht er!

Alle Seht, da geht er – er ist es! – (Sie wenden sich Alle nach Rückwärts) (In diesem Moment beginnt die Musik das Schlaflied aus dem Mondhaus in zartem Pianissimo und hält bis zum Schluß an)

(Der *Mondbauer* geht in seinem langen Rok mit Dreispiz Oben in den fosforeszirenden, scheinbaren Vollmond. Belichtung des Mondhauses, wie im II. Akt, als gespenstige Erscheinung, die sich von der Dämmerung, die im Zimmer herrscht, frapierend abhebt, langsam vorbei.)

Max (hat sich bei dem Ruf *Frizens* vom Hals seiner Mutter losgemacht und stürzt mit dem Ruf)

Max Der Mondmann! – Der Mondmann! (zum Fenster, welches er hinausdrückt, wie in der Absicht, der Erscheinung nachzueilen. *Fritz* und noch Jemand halten ihn zurück. Während Alle betroffen und starr von der neuen, gespenstigen Verwunderung des Gastes nach Rückwärts schauen und Niemand sich vom Plaze rührt, fällt der Vorhang).

i/VII94.

Prof. Dr. Alfred Toth

Oskar Panizzas Philosophie.

Auf den Einzelnen, der die gewohnte Bahn verläßt, stürzen sich eben die übrigen.

Oskar Panizza, Brief an Anna Croissant-Rust, 29.1.1897 (Panizza 1992: 238)

Und ich glaube, ich kann fast mit Rousseau sagen: “Je ne suis fait comme aucun de ceux que j’ai vus; j’ose croire n’être fait comme aucun de ceux qu’existent. Si je ne vauX pas mieux, au moins je suis autre ...”.

Oskar Panizza, Brief an Franziska Gräfin zu Reventlow, 17.12.1901 (Panizza 1992: 247f.)

Oskar Panizza als Philosoph

Mit seiner Schrift “Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit. Skizze einer Weltanschauung”, die er 1895 in Leipzig erscheinen ließ, hatte der deutsche Psychiater und Schriftsteller Dr. med. Oskar Panizza (1853-1921) ein philosophisches Manifest verfaßt, das zugleich den theoretischen Hintergrund seiner Gedichte, Erzählungen, Dramen und Aufsätze bildet. Obwohl dies von den meisten Interpreten von Panizzas Werk erkannt wurde, ist Panizza bisher fast nicht als Philosoph, sondern bloß als Schriftsteller, meistens aber als Kranker, und neuerdings sogar als Vorläufer der Anti-Psychiatrie gewürdigt worden (Müller 1999). Aber auch Jürgen Müller, dem man das bislang jüngste Buch zu Leben und Werk Oskar Panizzas verdankt, übersieht die philosophische Bedeutung Panizzas und erkennt in dessen wichtigster philosophischer Schrift ausschließlich eine Selbstrechtfertigung des späteren Psychiatrie-Patienten: “Mit Hilfe seiner subjektivistischen Weltanschauung warb der von Geisteskrankheit bedrohte Oskar Panizza für sein Selbstkonzept als Psychotiker und versuchte den Wert seiner Persönlichkeit zu retten. Panizza sah für sich nur die Wahl: entweder seine einzigartige Persönlichkeit aufzugeben, sich als Kranken zu akzeptieren und auf seine ‘Normalisierung’ durch die Fort-

schritte der psychiatrischen Forschung zu hoffen oder aber Objektivität und Normalität abzuschaffen” (1999: 62).

Während sämtliche bisherigen Arbeiten zu Panizza ohne Berücksichtigung seines letzten Buches, dem zwischen 1901 und 1905 entstandenen, 180 Seiten umfassenden Manuskript “Imperjalja” geschrieben wurden, ist es Müllers Verdienst, dieses Manuskript ediert und kommentiert zu haben (Panizza 1993). Thematisch stellt “Imperjalja” eine Fortsetzung von Panizzas zu dessen Lebzeiten ebenfalls unveröffentlichtem Aufsatz “Laokoon oder über die Grenzen der Mezgerei. Eine Schlangenstudje”⁶ (Panizza 1966) dar, der für die von Panizza herausgegebenen “Zürcher Diskußionen” vorgesehen war und dessen Manuskript erst 1966 auf einer Auktion in München wieder auftauchte. Nach Müller “eröffnet gerade ‘Imperjalja’ den direktesten und unmittelbarsten Zugang zu Oskar Panizzas Wahngedächtnis und ist die authentische Entfaltung seines Wahnsystems. Diese Handschrift beantwortet viele der noch offen gebliebenen Fragen zu Oskar Panizzas Geankenwelt und muß unabdingbarer Bestandteil einer jeden Untersuchung werden, die den Anspruch erhebt, Oskar Panizza in seinen Intentionen und Reaktionen zu interpretieren” (Müller ap. Panizza 1993: 15f.).

Neben “Illusionismus” ist der 1896 unter dem Pseudonym “Jules Saint-Froid” erschienene Aufsatz “Neues aus dem Hexenkessel der Wahnsinns-Fanatiker”, den Michael Bauer erneut in einem Sammelband herausgab (Panizza 1986) Panizzas wichtigste philosophische Arbeit. Hier fordert Panizza einen Neo-Hegelianismus: “Warum denn einen Mann wie Hegel, oder Schelling, oder Richard Wagner, oder Nietzsche für verrückt erklären? Raum für alle hat die Erde! [...] Oder weshalb Christus oder Luther für geisteskrank erklären? Oder Pudor entmündigen? Wer Gott sein will, sei immerhin Gott. Und wer Sonderling sein will, sei immerhin Sonderling. Im Gegenteil, wir müssen wieder Hegelianer werden und diese diversen Geistes-Äußerungen und psychischen Qualitäten wieder unter einem großen Gesichtspunkt, als Agglomerationen der Genius-Äußerungen und Genius-Bedürfnisse der Menschheit zusammenfassen. Dann werden wir wirklich den Materialismus und seinen kurzsichtigen Standpunkt überwunden haben; den Materialismus, der meinte, Christus totzuschlagen, indem er ihn für pathologisch erklärte. Hegel glaubte so wenig, wie wir, daß Christus Gottes Sohn war. Er glaubte an ihn, wie er an Sokrates, Buddha und Mahomed glaubte, indem er sie unter einem *Tertium comparationis*, unter einer höheren, geistigen Einheit, der Idee, zusammenfaßte [...]. Mit einem Neo-Hegelianismus werden wir alle die Schwierigkeiten des Theismus, Atheis-

⁶ Ich behalte Panizzas Orthographie und Zeichensetzung durchwegs bei.

mus, Rationalismus und Ritschlianismus, und wie sie alle heißen, ja sogar die große Krankheit unserer Zeit, die Majestäts-Krankheit, überwinden” (1986: 216).

In der vorliegenden Arbeit möchte ich zeigen, dass die von Müller aus psychiatrischer Sicht interpretierten Arbeiten “Laokoon” und “Imperjalja” die letztmöglichen metaphysischen Konsequenzen aus den bereits in “Der Illusionismus” und “Hexenkessel” sowie in weiteren Arbeiten dargelegten philosophischen Konzeptionen Oskar Panizzas darstellen. Ich versuche dabei vor allem zu zeigen, daß diese Konzeptionen einzig und allein vor dem Hintergrund der polykontexturalen Ontologie und Logik umfassend verständlich sind. Sollte dieser Versuch gelingen, dann gebührt Oskar Panizza die posthume Aufnahme in den Kreis der trans-klassischen Denker, wie dies kürzlich Klaus-Dieter Hohmann für Søren Kierkegaard geglückt ist.

Das Theorem von der transzendentalen Entstehung des Denkens und der Außenwelt

Philosophiegeschichtlich ist Panizza ein später Vertreter des radikalen subjektivistischen Idealismus, wie er im Werk Stirners wohl seinen Höhepunkt gefunden hat (vgl. Wiener 1978). Als Motivation hinter Panizzas philosophischen Schriften steht seine Ablehnung der Psychophysik sowie der rein anatomisch orientierten psychiatrischen Forschung am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Panizzas “Illusionismus” zählt nach Bauer “bis heute zu den heftigsten zeitgenössischen Angriffen gegen das vom naturwissenschaftlichen Experiment geprägte Denken der 1880er und 1890er Jahre, gegen Positivismus und Monismus” (1984: 42f.). Panizzas Anliegen dabei war es nicht nur, der Seele bzw. dem Willen sein Recht gegenüber dem Körper bzw. Denken zurückzugeben, sondern auch den Konflikt zwischen Seele und Leib, zwischen Wille und Denken zu schlichten.

Panizza fragt: “Was ist nun dasjenige persönliche Erlebnis in uns, welches uns am entschiedensten, am direktesten, oft in erschreckender Weise, den Gedanken von der Genuität, von der Ursprünglichkeit des Denkens nahelegt? – Der Zwangsgedanke. Die Inspiration. Die Halluzinazion” (1895: 15), und er erkennt schon sehr früh, daß Kausalität offenbar an den Körper, nicht aber an die Seele gebunden ist: “Woher der plötzlich, wie aus heiterem Himmel, mitten in unsere alltäglichen Vorstellungen hineinplatzende Gedanke, der nichts Ähnliches vor sich noch nach sich hat, wie ein erratischer Block mitten in unserem Denken liegt?” (1895: 15). Doch Panizzas Ideen sollten erst ein halbes Jahrhundert später systematisch entwickelt werden: “Kausalität, so glaubte man, vermittelt

absolute Gewißheit. Sie ist das physische Gegenbild der ideellen reinen Wahrheit. Die zweiwertige Logik des Aristoteles, auf der alle klassische Mathematik und die ihr folgende exakte Naturwissenschaft aufgebaut ist, muß als der tiefste Ausdruck dieser Weltanschauung betrachtet werden" (Günther ap. Kotzmann 1999: 197). Günther unterscheidet hernach zwischen kausalen und magischen Ereignisreihen. Für ihn "charakterisiert die Überwindung der Dominanz von Kausalketten in unserem Weltbild und die Konstruktion von Ketten mit sehr vielen Freiheitsgraden den Aufbruch in eine neue kulturhistorische Epoche, in eine globale, planetarische Weltgesellschaft [...]. Der zu entwickelnde magische Kettenbegriff bezieht sich natürlich auf das transklassische Logikkalkül" (Kotzmann 1999: 199). Panizza erkennt also, "daß Ideen, Motive, Impulse, Anregungen, Triebe, ganz und gar nicht in der Außenwelt ihren Nährboden haben, sondern auf unkontrollierbare, unbekannte Weise aus der Psyche selbst aufsteigen" (Panizza 1986: 213f.). Welches ist jedoch die Schwierigkeit, "Geistiges und Körperliches auseinanderzuhalten, sie definitiv zu trennen, wie die einfache Überlegung meines Denkens verlangt? Die Erscheinung. Die Erscheinung ihrer Gleichzeitigkeit, oder doch ihrer Zusammengehörigkeit" (1895: 13). Die Halluzination selbst ist dabei "ein Einbruch in mein Denken, der nicht rein geistige Leistung bleibt, sondern – empirisch gesprochen – mit einer Projektion in die Außenwelt verknüpft ist, also in den Bereich der Erscheinung fällt" (1895: 18f.).

Damit stellt sich die Frage, ob es nötig ist, an der Hypothese einer Außenwelt festzuhalten: "Aber wo steckt dann der Unterschied zwischen einem wirklichen und einem halluzinierten Baum, da der zentrale Prozess der Wahrnehmung ja für die Halluzination wie für die normale Sinnes-Empfindung der gleiche ist? Wie kommt es, dass ich die Außenwelt nicht als Innen-Welt empfinde, nachdem die wirkliche Wahrnehmung der Außen-Welt nur ein in meinem Innern, zentral-verlaufender Prozess ist?" (1895: 19f.). Noch deutlicher heißt es: "Und ist denn ein so großer Unterschied zwischen einem halluzinierten Dampfer und einem veritablen Dampfer? Steken nicht beide in unserem Kopf?" (1992: 90). Panizza folgert: "Demnach bleibt nur die erste Alternative: dass normale Sinnes-Wahrnehmung wie Halluzination in gleicher Weise aus dem Innern in die Außenwelt projiziert werden. Da aber dann der vorausgehende Weg des Eindringens der Außenwelt in mein Inneres bei der normalen Sinnes-Wahrnehmung überflüssig wird – auch wenig wahrscheinlich ist, und auch sinnfällig nicht stattfindet; denn der Baum dringt doch nicht in meinen Kopf – so ist die Welt Halluzination" (1895: 20).

Merkwürdigerweise sind sich alle Interpreten Panizzas einig, dieser habe somit die Außenwelt aufgehoben. In Wirklichkeit bleibt diese jedoch auch für Panizza

bestehen: “Wenn die Welt für mein Denken eine Halluzinazion ist, was ist sie dann für mich, den Erfahrungsmenschen, für meine Sinne, ohne die ich nun einmal nicht Haus halten kann? – Eine Illusion” (1895: 21). Gerade der Schritt von der idealistischen zur illusionistischen Konzeption setzt also das Weiterbestehen der Außenwelt voraus, freilich bloß als eine im transklassischen Sinne aufgehobene. Folgerichtig fragt Panizza weiter: “Wie kommt die Welt als Illusion in meinen Kopf?” (1895: 21). Er prüft mit logischen Überlegungen alle kombinatorisch möglichen Antworten auf idealistischer ebenso wie auf materialistischer Basis und kommt zum folgenden Schluß: “Auf die Frage also: was kann hinter meinem Denken für eine Quelle liegen, die nach den angestellten Untersuchungen weder bewusste noch materielle Qualität an sich haben darf, aber die nicht auf assoziativem Wege, sondern durch Einbruch in mein Denken entstandenen, und hier angetroffenen Bewusstseins-Inhalte erklären soll – eine Untersuchung, die mein noch innerhalb meines Denkens wirkendes Kausalitäts-Bedürfnis gebieterisch fordert? – kann ich die Antwort geben: Es ist ein transzendentaler Grund. Es ist eine transzendente Ursache” (1895: 24). Da sich Transzendenz und Immanenz gegenseitig bedingen, geht auch hieraus klar hervor, daß die Außenwelt für Panizza nicht inexistent sein kann. Im Gegenteil ist es gerade die Annahme dieses transzendentalen Grundes, den Panizza in Anlehnung an Sokrates “Dämon” (1895: 25) nennt, mit der er über Stirners Solipsismus hinausgeht: “Der Dämon [ist] etwas Jenseitiges” (1895: 61). Das hieraus resultierende Theorem von der transzendentalen Entstehung des Denkens und der Aussenwelt begründet Panizza wiederum mit dem, was fünfzig Jahre später logisch durch Ereignisseries untermauert werden wird: Panizzas Theorie “postuliert die Entstehung des Innenlebens als kausalllos, d.i. transzendental, als unweigerlich Gegebenes [...] und lässt Denken und Handeln räumlich wie zeitlich in einer Richtung sich vollziehen, um dann, wie geschehen, Ich-Psyche und Aussenwelt in einen halluzinatorischen Wahrnehmungs-Aussenwelt-Prozess zusammenzuziehen” (1895: 45).

Panizzas Paradox

Vor dem Hintergrund des Theorems von der transzendentalen Entstehung des Denkens und der Außenwelt formuliert Panizza ein semiotisches Paradox:

“Nur der Tod macht dem Spuk ein Ende. Für mich ein Ende. Denn alles spricht dafür, daß ich, mein Denken, nichts weiß, daß mein Leichnam – ein illusionistisches Produkt – stinkend dort liegt, ein Schauspiel der andern. Der Dämon zieht sich zurück. Die kreatorige Tätigkeit stellt er ein. Und die Hülse, die Maske, verfault zusehends im illusorischen Genuß – der andern, Überlebenden. Daß kein Rest, kein Denk-Rest, soweit Menschen-Erfahrung

reicht, von mir übrig bleibt, muß uns, so eifrig nach 'Erhaltung der Kraft' Spürende, doch aufmerksam machen, daß hier etwas zum Teufel geht, wie man vulgär sagt – wohin? Etwas, das Denken, wohin? – Und die Maske verfault vor unseren Augen. Sie mischt sich in die Masse der übrigen illusorischen Produkte. Sie geht ohne Rest auf. Für unsere illusorische Anschauung. Wir rechnen sie in Stickstoff und Kohlensäure um. Und die Rechnung stimmt. Innerhalb der Erscheinungswelt gibt es kein Manko. Aber das Denken, wo geht das, Verfechter des Prinzips der Erhaltung der Kraft, hin?" (1895: 50f.).

Vom aristotelischen Standpunkt aus sind die Grenzen zwischen Leben und Tod diskret. So liest man beim Vorsokratiker Parmenides: "Da steht das Tor, wo sich die Pfade des Tages und der Nacht scheiden; Türsturz und steinerne Schwelle hält es auseinander; das Tor selbst, das ätherische, hat eine Füllung von großen Flügeltüren; die wechselnden Schlüssel verwahrt Dike, die gewaltige Rächerin (Diels 1906: 114). Kontinuierlich sind Kontexturgrenzen dagegen aus nicht-aristotelischer Sicht: "For the classic tradition there is a complete break between Life and Death. It is theoretically, although not practically, possible to fix the moment of Death as the time when the soul departs from the body. From the poly-contextural aspect of a living body this is on principle impossible, because Death means only a gradual decrease of the discontextuality of Matter" (Günther 1976-80, II: 304).

Panizzas Paradox resultiert demnach offenbar nicht wie die bekannten logischen Paradoxien aus einem Konflikt *innerhalb* eines logischen Systems, sondern durch die Inkommensurabilität der Panizzas Denken zugrunde liegenden Logik mit der klassisch-aristotelischen Logik, also *zwischen* verschiedenen logischen Systemen. Die von Panizza geforderten qualitativen Erhaltungssätze werden daher von der klassischen Wissenschaft geleugnet. So schrieb etwa der Mathematiker und Philosoph Hausdorff, "daß es derlei vermittelnde Gebiete nicht gibt, daß vom Empirischen zum Absoluten keine Brücke herüber und hinüber führt [...]. Wir werden die völlige Diversität beider Welten und die Unhaltbarkeit jedes Schlusses von empirischen Folgen auf transzendente Gründe (im weitesten Sinne) zu zeigen haben" (1976: 27). Und noch kürzlich behauptete der Kybernetiker Frank: "Unstrittig ist, daß es in der Kybernetik nicht um Substanhaftes (Masse und Energie), sondern um Informationelles geht. Für dieses gelten im Gegensatz zu jenem keine Erhaltungssätze" (1995: 62). Dagegen hatte Gotthard Günther aber richtig festgehalten: "So wie sich der Gesamtbetrag an Materie, resp. Energie, in der Welt weder vermehren noch vermindern kann, ebenso kann die Gesamtinformation, die die Wirklichkeit enthält, sich weder vergrößern noch verringern" (1963: 169). Ferner ist qualitative Erhaltung in Literatur und Mythologie weit verbreitet. Bei Gottfried Keller

findet sich der Satz: “Was aus dem Geist kommt, geht nie verloren” (ap. Strich und Hoßfeld 1985: 76). Zu den afrikanischen Xosa bemerkt Witte: “Wenn die Toten den Lebenden erscheinen, kommen sie in ihrer früheren, körperlichen Gestalt, sogar in den Kleidern, die sie beim Tode trugen” (1929: 9), und zu den Toradja: “Die Toradja auf Celebes meinen, daß ein Mensch, dem ein Kopffäger das Haupt abgeschlagen, auch im Jenseits ohne Kopf herumläuft” (1929: 11). Über einige Naturvölker Südamerikas erfahren wir von Braun: “Tote, mit denen man vor ihrem Sterben in engem persönlichem Kontakt stand, werden gleich erkannt, weil sie sich – wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung – nicht verändert haben” (1996: 89). “Die Tatsache, daß [der Tote] ohne weiteres von den Hinterbliebenen erkannt wird, gestattet die Behauptung, daß er immer in der gleichen Gestalt, die er zu Lebzeiten hatte, erscheint” (1996: 91). Dann spielt qualitative Erhaltung besonders in der Theosophie eine bedeutende Rolle: “Der Tod ist Übergang von einer Bewußtseinsform in eine andere, also nicht Vernichtung, sondern Geburt, Durchgang, Durchbruch in eine andere Bewußtseinswelt” (1996: 414). “Die Theosophen wollen zeigen, daß das Ableben am Wesen und Charakter des Verstorbenen nichts verändert. Die Hauptthese lautet: Jeder ist auch nach seinem Tod der, der er vorher war” (1996: 419).

Panizzas Ringen um eine Überwindung der Monokontextualität

Ausgerüstet mit der Erkenntnis, daß Panizzas Paradox durch die Konfrontation des klassischen mit einem trans-klassischen System der Logik entsteht, wollen wir nun im einzelnen prüfen, welche Hinweise sich in Panizzas theoretischem und literarischem Werk daraufhin finden, was für ein trans-klassisches System Panizza vorschwebte.

In seiner Studie “Christus in psycho-pathologischer Beleuchtung” diagnostiziert Panizza: “Hier zeigt sich aber auch die gänzliche Unabhängigkeit und Intaktheit des Gefühllebens von allen logischen Fehlern und funktionellen Verkehrtheiten des Verstandes, eines Verstandes, der längst bei Jesus, wie sein schroffes Sich-Gegenüberstellen gegen die Staatsraison zeigt, dem Bereiche dessen, was wir heute empirisch ‘Geisteskrankheit’ nennen, verfallen war: die Primordialität des Gefühlslebens vor dem Verstandesleben” (1898b: 3) und kommt zum Schluß, Jesus habe “das Sistem des Selbst-Wahns gegen alle Feinde der Logik und der raison sieghaft ausgebaut” (1898b: 3). In seinen Erzählungen geht Panizza noch einen entscheidenden Schritt weiter. Dort wird nämlich der freie Wille als “dritte Bewegung” verselbständigt: “Wenn wir von einer Summe gleicher Geräusche affiziert und von einer Menge stets sich wiederholender optischer Eindrücke erregt werden, so dauert es einige Zeit, dann werden die

äußeren Sinne stumpf, und es hebt sich aus unserem Innern eine Art 'Kristall-Sehen', eine autochtone Macht, eine dritte Bewegung, die wir nicht mehr komandieren können, die sich als 'freier Wille' selbst auf den Schauplatz stellt" (1992: 84f.). Müller interpretierte die Erzählung "Die gelbe Kröte", aus der dieses Zitat stammt, wie folgt: "Panizza schilderte exakt die einzelnen Stadien eines psychotischen Schubs" (1999: 60). In "Pastor Johannes" wird "Das Thier von Seltsamhausen" als Materialisierung von Träumen dargestellt: "Es war, als wenn es sich bei den Schläfern rekrutierte; als wenn es Glied um Glied aus deren geöffneten Mündern sich ergänzte; als wenn das Thier das Produkt der Seelen der hier Schlafenden sei [...]. Was das für ein Thier sei? – frügen sie. – Ja, das wisse er doch nicht! Sei es vielleicht die *Langeweile*? – Oder das *Nichts*? (Panizza 1981: 334f.). Aus dem letzten Zitat geht hervor, daß für Panizza die Ontologie des Willens in den Kontexturbereich des Nichts gehört. Dies deckt sich mit der Polykontextualitätstheorie Gotthard Günthers: "Das Sein ist der Geburtsort des Denkens; das Nichts aber ist die Heimat des Willens" (Günther 1976-80, III: 288).

In "Eine Mondgeschichte" steht der Ich-Erzähler vor der Frage: Soll er dem Mondmann auf die Leiter zum Mond hinauf folgen oder nicht? "Der Gedanke: steig ihm nach! Ich wußte, die Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, werde, unabhängig von meinem sogenannten Ich, aus einem tieferen Grund heraufkommen, und ich, meine Person, werde der willenslose Zuschauer sein" (1985: 15). Das Besondere ist hier, daß dem rationalen Denken die Autonomie der Entscheidung abgesprochen, dem irrationalen Willen sogar Primordialität zugestanden wird: Der Wille bestimmt hier das Denken, die Volition in Übereinstimmung mit der Polykontextualitätstheorie die Kognition. Für Panizza liegt der Reiz des menschlichen Lebens gerade darin, "daß unser Willens-Impuls das Resultat der gegensätzlichsten Motive und Neigungen ist, heute so, morgen so, und das Zusehen des 'Ich' bei diesem Kampfe ist ja eben das, was wir Leben nennen" (1981: 63). Wiederum ein halbes Jahrhundert nach Panizza hatte Günther aufgezeigt, daß der Bereich des Willens denjenigen des Denkens umfaßt, jener aber viel umfassender als dieser ist, weil nämlich "das System der menschlichen Rationalität keineswegs das System der Rationalität des Universums ist. Es liefert nur einen infinitesimalen Bruchteil des letzteren" (1976-80, I: xii): "Es kommt diesem Denken nirgends der Gedanke, daß Realität vielleicht nicht mit der objektiv gegebenen, sinnlich und gegenständlich erfahrbaren Welt identisch ist. Daß der objektive Tatbestand der Welt vielleicht nur eine Teilkomponente des gesamten Wirklichkeitszusammenhanges ist. Daß die prinzipielle Sichtbarkeit, d.h. Wahrnehmbarkeit der Welt vielleicht eine metaphysische Eigenschaft ist, die nur einem partiellen Bestande des Daseins zukommt. Es ist in der Tat eine metaphysische Eigenschaft des Seins, daß es

sichtbar, also objektiv vor Augen liegt. Sein ist dasjenige, dem man grundsätzlich begegnen kann. Aber das klassische Denken träumt nicht einmal davon, daß die Wirklichkeit Seiten haben könnte, denen man niemals zu begegnen vermag. Man muß die Region des Denkens ganz verlassen haben und sich in die Zauberwelt des Märchens und der Mythologie begeben, um auf dem Boden der zweiwertigen Hochkulturen eine Ahnung davon zu bekommen, daß die uns umgebende Realität prinzipiell un-objektive Aspekte hat, die sich nicht durch die Sesamformel: Sein des Seienden dem Bewußtsein zugänglich machen lassen" (1991: 140). Wenn Günther an anderer Stelle festhält: "Aber die tiefer begreifenden Geister wissen längst, daß es überhaupt nicht mehr um astronomische Räume geht, sondern um die Eroberung dessen, was einstmals als der alleinige Bereich der Seele galt" (1975: 74), so haben wir hier zweifellos das Hauptmotiv für Panizzas "Mondgeschichte" und "Das Mondhaus" vor uns: Äußerlich eine Reise ins Weltall, innerlich aber eine Reise in die Tiefen der Seele. Wenn Panizza also feststellt: "Ich löse das Mondrätsel nicht, lieber Leser, – und wenn Du es vermagst, so hast Du jetzt das Gesamt-Material meiner Betrachtungen vor Augen" (1985: 112), so muß man sich nach dem bisher Gesagten im Klaren sein, daß das Mondrätsel sich mit den monokontexturalen Mitteln der zweiwertigen Logik eben nicht lösen läßt und daß Panizza dies zweifellos bewußt gewesen ist: "Ich muß dem Leser offen gestehen, ich konnte über die physikalischen, meteorologischen und astronomischen Bedingungen, unter denen unser Erdentrabant steht, hieroben nicht klar werden, und mein Respekt vor den gelehrten Vertretern dieser Disziplinen auf der Erde drunten wuchs auf dem Monde nicht" (1985: 55) – denn die letzteren vertreten ja – bis heute – die monokontexturale Sichtweise der Wissenschaft.

In einer zweiwertigen Logik, die nur die beiden Werte wahr und falsch kennt, "wiederholt die Negation nur die Positivität, die sie angeblich verneint" (Günther 1976-80, III: 284). Allerdings läßt "die ursprüngliche naive Identifikation des Bewußtseins mit seinen Inhalten einen unbewältigten Reflexionsrest in dem durch diesen Identifikationsprozeß erzeugten Weltbild zurück. Und dieser vom Vorstellen und Denken nicht beherrschte Überschuß der Reflexion wirkt 'irgendwie' als Motiv, um das Bewußtsein aus seiner ursprünglichen Verfassung heraus und in eine neue Reflexionssituation hinein zu treiben" (1976-80, III: 15). Als Antizipation von Reflexionsresten finden wir ein besonders eindrückliches Beispiel in Panizzas "Liebeskonzil": Der Teufel, von Gott, Maria und ihrem Sohn mit der Aufgabe betraut, die Menschheit für ihre sexuellen Ausschweifungen mit einem besonderen Gift zu bestrafen, zieht sich in seine Wohnung zurück, versucht nachzudenken, kommt aber zu keinem Resultat und schläft darüber ein. Während er noch schläft, wechselt das Bühnenbild im Hintergrund: "Man erblickt ein ungeheures Totenfeld, auf dem eine schier

unfassbare Zahl, wie es scheint lauter Weiber, in Leibesgestalt, mit fahlen Gewändern, die einen hockend, die anderen hingestreckt, teils die Arme aufgestützt, teils das Gesicht in den Armfalten vergraben, wie schlafend dortliegen". Plötzlich erwacht der Teufel: "Ah! – Ihr seid mir vorausgeeilt, Gedanken!" Er betrachtet lange mit Entzücken die Szene: "Ihr habt euch verwirklicht, meine guten Gedanken!" (1991: 75f.). Auch die Erkenntnis, daß die Negation in der aristotelischen Logik die Wiederholung der Position ist, findet sich bereits bei Panizza: In der "Kirche von Zinsblech" feiern "Apostel, Märtyrer und Ortsheilige" nächstens die Kommunion in der Kirche, in der sich auch der Ich-Erzähler aufhält. Dazu gesellen sich zahlreiche verstorbene Personen, wobei die einen vom "weißen" (Christus), die andern vom "schwarzen" Priester (dem Teufel) die Hostie empfangen. Vom schwarzen Priester heißt es: "Eigentümlich war es, daß er fast pendelartig dieselben Bewegungen und Gesten machte, wie sein weißes Gegenüber auf der anderen Altarseite" (1964: 30).

Wie sieht das Nichts in Panizzas Werken aus? In der "Mondgeschichte" und dem "Mondhaus" vertritt der Mond das Nichts: "Mein erster Gang war zum Fenster: Alles lag in schwindelhafter Ferne; kein Baum, kein Strauch, keine Wolke, nicht einmal ein Nebel, weder Ton noch Geräusch, kein Vogel, kein Sonnenstrahl, nur in weiter Ferne einige scharf blitzende Gestirne auf einer dunkel-violetten Wand. Gott! sagte ich zu mir – wirklich ein Leichtsinn, sich auf eine so unberechenbare Bahn begeben zu haben" (1985: 38). Uns interessiert hier besonders das spezielle Licht, welches im Dunkeln herrscht. In der Beschreibung der Wohnung des Teufels im "Liebeskonzil" heißt es: "Nach einiger Zeit mündet dieser brunnenartige Gang in einen größeren, finsternen, kellerartigen Raum, der durch ein traniges Öllicht nur teilweise erhellt ist" (1991: 70). Als Helena von Sparta, vom Teufel gerufen, aus dem Gräberfeld aufsteht, liest man von ihr: "den Lichtschimmer, der ihr aus dem Totenreiche anhaftet, beibehaltend" (1991: 76). Helena von Sparta, ebenso wie die anderen Frauen, die der Teufel zur Examination für seine Absichten, die Menschheit zu vergiften, aus dem Jenseits kommen läßt, repräsentieren vom Standpunkt der polykontexturalen Logik Reflexionsreste. In dieser Einsicht mag man das Motiv dafür finden, daß in der Mythologie das Jenseits, das vom Diesseits her gesehen als Nichts fungiert, eben nicht als leeres, unbevölkertes Nichts erscheint: "Daß das Kenoma sein eigenes Licht (gleich pleromatischer Finsternis) besitzt, das ist in der Tradition schüchtern angedeutet; aber selten wird so deutlich ausgesprochen, welche Rolle Gott in der Kenose spielt, als bei Amos 5, 18, wo wir lesen: 'Weh denen, die des Herren Licht begehren! Was soll es euch? Denn des Herren Tag ist Finsternis, und nicht Licht.'" (Günther 1976-80, III: 276). Es gibt viele weitere Zeugen des kenomatischen Lichts durch die Jahrhunderte hindurch. So lesen wir in der negativen Theologie des Dionysios Areopagita (1.

Jh. n. Chr.): “Möchten doch – auch wir! – in jenes Dunkel eindringen können, das heller ist als alles Licht” (1956: 165). Meister Eckehart (1260-1327): “Es war ein Zeichen dafür, daß er das wahre Licht sah, das da Nichts ist” (ap. Lanczkowski 1988: 207). Quirinus Kuhlmann (1651-1689, wegen seiner Bücher auf Geheiß des Zaren in Moskau verbrannt): “Je dunkler, je mehr lichter: / Je schwärzer alls, je weißer weißt sein Sam. / Ein himmlisch Aug ist Richter: / Kein Irdscher lebt, der was vernahm; / Es glänzt je mehr, je finster es ankam. / Ach Nacht! Und Nacht, die taget! / O Tag, der Nacht vernünftiger Vernunft! / Ach Licht, das Kaine plaget / Und helle strahlt der Abelzunft! / Ich freue mich ob deiner finstern Kunft” (ap. Staiger und Hürlimann 1948: 87). Georg Heym (1887-1912): “Tief unten brennt ein Licht, ein rotes Mal / Am schwarzen Leib der Nacht, wo bodenlos / Die Tiefe sinkt” (1947: 60). Wenn sich schließlich der Teufel für sein Vorhaben entscheidet, mit Salome, der Tochter der Herodias, eine Tochter zu zeugen (Panizza 1991: 80ff.), so gibt uns Panizza sogar eine bildliche Darstellung von der erst von Günther beschriebenen “Iterierbarkeit des Negativen” (1976-80, III: 295), die von der klassischen Logik her ebenfalls unverständlich ist.

Gemäß Panizzas Theorie von der qualitativen Erhaltung verbleiben die Seelen der Verstorbenen in dieser Welt. Daß der Mond für das Jenseits, also nach Nichts, steht, geht auch aus dem folgenden Gedanken aus dem “Tagebuch eines Hundes” hervor: “Wenn das Denktier, sagte ich mir, meinen Kameraden verlassen, wo ist es dann hin? Und warum muß der arme Kerl da draußen so lange liegen, und sich die Würmer im Maul herumlaufen lassen? Giebt es einen Platz, wo sich die Denk-Tiere versammeln, vielleicht am Mond, und plauschend sich unterhalten, wie sie jetzt wieder einen Hundekörper gefoppt und dann elend liegen gelassen?” (1977: 239). Nun überschreiten die Seelen bei ihrer Reise vom Sein ins Nichts eine Kontexturgrenze. Daraus folgt aber, daß für Panizza das Jenseits ein Teil des Diesseits sein muß. Daß es sich tatsächlich so verhält, geht aus zahlreichen Beschreibungen des Mondhauses hervor, die man nicht anders erklären kann, als wollte Panizza hier mit dem Zaunpfahl winkend auf eben diesen polykontexturalen Sachverhalt hinweisen: “Es war der gewaltige Nachttopf der Mondfrau; ich drehte ihn um; ‘Hazlitt und Söhne, Heilbronn’, war unten eingebrannt” (1985: 32). “Wenn ich überlegte, wie dieses Fenster, das ein ganz gewöhnliches Fenster mit bogig glänzenden Scheiben war, wie diese Bettstellen, die paar Möbel hierher an diesen beschränkten Ort kamen, wo doch von einer Industrie nicht entfernt die Rede sein konnte, so war es kein Zweifel, der arme, brave Mondmann hatte die Gegenstände alle auf seinem Buckel heraufgeschleppt” (1985: 29). “Nun, wo kam denn der Mondmann her? – Das weiß ich nicht! – Nun, wo kam die Mondfrau her? – Aus der Gegend zwischen Krefeld und Xanten!” (1985: 86). In seinem Aufsatz

über die mittelalterliche Mystikerin Agnes Blannbekin pointiert Panizza schließlich: “Wir glauben heute nicht mehr an den außerweltlichen Gott, wir glauben nur noch an den Gott in uns” (1898c: 2). Er gibt uns ebenfalls eine Idee davon, wie eine – hier freilich ironisch geschilderte – polykontexturale Schöpfungsgeschichte lauten könnte: “Am Anfang war der große Käs, der tief drunten im Nebel hockt, und schnarcht, und in Dampf eingewickelt ist. Aber noch ehe der große Käs war, war das Mondhaus, das unter dem Gewölbe herrscht. Und das Mondhaus ward erleuchtet und ernährt, von der großen Butterkugel, die am Himmel schwebt. Und ihre fetten Strahlen befruchteten das Mondhaus, und es ward dick davon. Und eines Tages, als der Mond überdick war, sprang er auf und gebar den großen Käs, der hinunterfiel in die Tiefe, wo er in der Finsternis schnarcht” (1985: 67). Die Vorstellung, daß es nur ein – polykontextural strukturiertes – Innen gibt, findet sich bei zahlreichen Völkern, die über den ganzen Erdball verstreut sind. Von den Altvölkern Indonesiens erfahren wir: “Damit erscheint die Jenseitswelt als ein Bestandteil des Diesseits, ja das Diesseits gibt es nur, weil das Jenseits es in seinen Charakteristika, in seinen entscheidenden Strukturen bis in die feinsten Verästelungen hinein konstituiert” (Braun 1996: 29). “Das Land der Toten ist im allgemeinen eine Art idealisiertes Diesseits” (1996: 33f.). Von Australien hören wir: “Der australische Mensch lebte in einer Welt, die Diesseits und Jenseits in fließendem Übergang kennt, doch eigentlich in einer Beziehung zueinander, wo eines ins andere greift. Diesseits gilt nur, weil Jenseits permanent webt und waltet” (1996: 60).

Michael Bauer charakterisierte das literarische Werk Oskar Panizzas wie folgt: “Durch die Verflechtung einer dem Leser vertrauten Realität mit einer ihm durch den Ich-Erzähler vermittelten neuen Wirklichkeitserfahrung wollte Panizza verdeutlichen, daß jeder Mensch, je nach Veranlagung und psychischer Disposition, seine individuelle Realität schaffe und es somit weder eine Objektivität noch eine Normalität des Empfindens und Erlebens geben könne” (Bauer 1984: 74). Dabei fällt auf, daß mehrere Erzählungen Panizzas in der Dämmerung bzw. bei einbrechender Nacht beginnen und am folgenden Morgen bzw. beim Wiederkommen des Lichts enden (“Das Wirtshaus zur Dreifaltigkeit”, “Die Kirche von Zinsblech”, “Der Stationsberg”, “Eine Mondgeschichte”, “Die Menschenfabrik”). Nun bildet das Begriffspaar Tag und Nacht eine Dichotomie wie diejenigen von Leben und Tod, Denken und Wille, Körper und Seele, deren Glieder jeweils durch Kontexturgrenzen voneinander getrennt sind. Die nur vor polykontexturalem Hintergrund verständlichen Themen Kontexturen, Kontexturgrenzen und Kontexturüberschreitungen erweisen sich denn auch als die eigentlichen philosophischen Hauptthemen in Panizzas Werken; sie sind Panizzas wichtigste Stilmittel, um die Verflechtungen der verschiedenen Realitäten darzustellen. In mehreren Erzählungen verlaufen

Kontexturgrenzen in Übereinstimmung mit der Polykontextualitätstheorie sogar mitten durch unsere vermeintlich monokontexturale Wirklichkeit. Im "Wirtshaus zur Dreifaltigkeit" lesen wir: "Die Leute benahmen sich, als wären sie unter sich allein. Kein Versuch, mich in's Gespräch zu ziehen [...]. Auch unter sich sagten diese Leute kein Wort" (1992: 101). Ich-Erzähler und Wirtsleute sind aber nicht nur durch eine räumliche, sondern auch eine zeitliche Kontexturgrenze voneinander geschieden. Als der Ich-Erzähler für seine Übernachtung bezahlt, erfahren wir nämlich: "Der Alte gab mir mit Mühe und Noth die paar Batzen heraus, von denen ich erst später zu meiner nicht geringen Verwunderung sah, daß es ausländisches Geld und mit den Bildnißen des Königs Herodes und des römischen Kaisers Augustus geschmückt war" (1992: 115). Als der Ich-Erzähler der "Mondgeschichte" vom Mond zurückkommt, auf dem er doch nur zwei Monate geblieben ist (1985: 56), ist seine vordem noch rüstige Zimmerwirtin "ein altes, greisenhaftes Weib" (1985: 122), von ihm selbst, zum Zeitpunkt des Aufstiegs auf den Mond ein junger Student, sagt er: "Mein Haar war fast vollständig ergraut; mein Gesicht zitronengelb und ledern; meine Augen erloschen" (1985: 123). In der "Kirche von Zinsblech" hält sich der Ich-Erzähler während der Kommunion der Heiligen-Statuen ebenfalls in der Kirche auf: "Niemand wunderte sich über den anderen, keiner sprach mit dem anderen [...]. Was mich am meisten wunderte: Niemand kümmerte sich um mich. Ich blieb völlig unbemerkt. Und selbst der Mann, der mit seinem schiefbalkigen Kreuz an mich angestoßen war, schien davon nichts bemerkt zu haben" (1964: 28). Daß die wahrnehmbare Welt nur scheinbar eine Monokontextur darstellt, zeigt sich eben immer dann, wenn Kontexturgrenzen auftreten, wo sie niemand vermutet hätte. Das wohl bekannteste Beispiel hierfür ist die Begegnung von Alice und dem Roten König in Lewis Carrolls "Through the Looking-Glass". Gotthard Günther hatte diese Szene wie folgt kommentiert: "No matter how loud the discourse between Alice and the Tweedle brothers may get, it will not wake the Red King, because the existence or mode of Reality of Alice and the Twins is discontextural with the physical body of the King who is – or seems at least – to be lying in front of them in the grass" (1976-80, II: 253). Ein graphisches Beispiel für räumliche Diskontextualität findet sich in Maurits Cornelis Eschers bekannter Lithographie "Belvédère" (1958): Offenbar befindet sich der Gefangene im linken unteren Bildrand in einer anderen Kontextur als die Personen in dem merkwürdigen Gebäude. Escher selbst kommentierte sein Bild wie folgt: "Auf dem Boden der unteren Etage im Inneren des Hauses steht eine Leiter, auf der zwei Personen soeben nach oben steigen. Aber eine Etage höher angekommen stehen sie wieder im Freien und müssen wiederum in das Gebäude eintreten. Ist es da verwunderlich, daß sich niemand von dieser Gesellschaft um das Schicksal des

Gefangenen im Souterrain kümmert, der klagend seinen Kopf durch die Gitter steckt?“ (1989: 16).

Panizza provoziert hier und in manchen seiner übrigen Werke ganz bewußt die monokontexturale Weltauffassung, indem er mittels Kontexturenwechsels Paradoxien in seine Erzählungen einbaut, die auf dem Boden der zweiwertigen aristotelischen Logik nicht erklärbar sind. Das wohl schönste Beispiel dafür, wie Panizza polykontexturale Themen mit den Mitteln der monokontexturalen Logik ad absurdum führt, ist “Die unbefleckte Empfängnis der Päpste” (Panizza 1893), worin das Dogma der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria auf die Päpste ausgedehnt und auf 101 verschiedene Weisen mit Hilfe der aristotelischen Logik “bewiesen” wird. Vom philosophischen Standpunkt aus hat sich Panizza zum Thema “Paradoxien” wie folgt geäußert: “Gelingt es uns, den ‘Systemen’ gegenüber, an die Tausende glauben, den richtigen Standpunkt einzunehmen, dann werden wir auch den Paradoxieen gegenüber, an die nur Einzelne, die ‘Geisteskranken’, oder die ‘Genies’ glauben, die nötige Nachsicht zu üben imstande sein” (1986: 218). Dies gelingt uns genau dann, wenn wir erkennen, daß die herrschenden Systeme – seien es literarische, philosophische, psychiatrische oder auch politische – auf der Ontologie des Denkens basierte Monokontexturen darstellen und als solche lediglich bruchstückhafte Fragmente polykontexturaler Verbundsysteme darstellen, welche auf einer Ontologie des Willens gegründet sind.

Die Aufhebung der Individualität

Zu Panizzas in naturalistischer Weise agierenden Dramenfiguren hielt Schmäling fest, daß sie “weit weniger aus ihrem Sprachgestus heraus aufgebaut [werden]. Sie bleiben, sicher nicht ohne Absicht, viel näher am Typus als die zur vollen Individualität ausgeprägten Hauptmannschen Gestalten”. Wenn er schließlich ergänzt, daß diese Figuren “mitunter etwas Marionettenhaftes bekommen” (1977: 159), so sehen wir wiederum den engen Zusammenhang zwischen Panizzas literarischem und seinem philosophischen Werk, denn im “Illusionismus” heißt es: “Wir sind nur Marionetten, gezogen an fremden uns unbekanntem Schnüren” (Panizza 1895: 50). Der große Puppenspieler ist dabei der Dämon, und dieser trifft sich “von zwei Seiten, maskiert, wie auf einem Maskenball” (1895: 50). Panizzas Logik umfaßt also nicht nur ein Ich und ein Es wie die klassische monokontexturale Logik, sondern hat auch Platz für ein Du und ist somit eine mindestens dreiwertige nicht-klassische polykontexturale Logik. Dieser janusköpfige Dämon ist es nun, der die Individualität einerseits im “Ich” verbürgt, sie aber andererseits im “Du” wieder zurücknimmt. Es ist daher nicht erstaunlich, daß die Aufhebung der Individualität das zentrale

Motiv in Panizzas spätem Werk darstellt, ist sie doch eine direkte Konsequenz aus dem Dämonprinzip und tritt daher auch bereits in Panizzas früheren Arbeiten auf. Im "Corsettenfritz" finden wir ein komplexes Beispiel dafür, wie eine Person auf zwei zeitlich und räumlich simultane Personen aufgeteilt ist und diese Person gleichzeitig ihre Identität mit einer anderen Person teilt: "Unwillkürlich schaute ich hinunter auf die Kirchenbänke, und: da saß ich, als Junge, mit gläsernem, starrem Blick: und gleichzeitig hörte ich die breite, wiederhallende Predigerstimme meines Vaters" (1992: 78). Im "Tagebuch eines Hundes" heißt es: "Was kann denn das sein, daß man einem andern Hund gegenüber verspürt, man möchte er sein? Das ist ja ein förmliches Aufgeben der eigenen Persönlichkeit" (1977: 188). Nach Panizzas philosophischem System folgt also die Aufhebung der Individualität aus dem Dämonprinzip und dieses wiederum aus der polykontexturalen Struktur einer auf einer Ontologie des Willens aufgebauten Weltanschauung.

Ein Zusammenhang zwischen polykontexturaler Realitätsauffassung und daraus implizierter Aufhebung der Individualität findet sich in der Mythologie der Germanen: "Weil den Nordmännern unser Persönlichkeitsbegriff fehlt, können zwei Menschen dasselbe Leben haben [...]. Ein Mensch kann zur selben Zeit zwei Individuen und gleichzeitig an zwei Plätzen sein [...]. Für die Nordmänner ist Leben nicht personalistisch – etwa in unserem Sinne, was der Glaube an die spezielle Einheit einer lebendigen mit einer toten Person zeigt. Man kann sie Partizipation nennen [...]. Weil die Nordmänner die griechische Einteilung des Menschen nicht kennen, können sie den Tod nicht als Trennung der Seele vom Körper auffassen" (Braun 1996: 178f.). Die Konzeption des Individuums ist somit eine direkte Konsequenz aus der zweiwertigen aristotelischen Logik, in welcher die Grundmotive des Denkens, also auch das Prinzip der undifferenzierten Identität des logischen Objekts, unangefochten gültig sind, während sie in einer mehrwertigen nicht-aristotelischen Logik wie derjenigen, die Panizzas System zu Grunde liegt, natürlich aufgehoben sind. Wie schmerzlich Panizza sich bewußt war, daß er mit der Aufhebung der Individualität das Land der zweiwertigen Logik – und damit dasjenige unserer gesamten Zivilisation - endgültig verlassen hatte, zeigt eine Tagebuchnotiz, derzufolge Panizza 1904 an sich selbst eine "Dissoziation der Persönlichkeit" diagnostizierte (ap. Bauer 1984: 217). Bauer ergänzt: "Im Herbst 1906 gab der Schriftsteller Oskar Panizza seine Muttersprache, der 'Pazient' seine einstige Identität auf" (ap. Panizza 1986: 236). Sein in der Klinik "Herzogshöhe" bei Bayreuth abgefaßter Lebenslauf ist dementsprechend bezeichnenderweise in der dritten Person abgefaßt. Noch später zog sich Panizza nach Bauer "in ein Gedankengebäude zurück, dessen innere Struktur der Logik Außenstehender

nicht mehr zugänglich war” (1984: 219), und es ist klar, daß diese Logik Außenstehender natürlich die zweiwertige klassische Logik ist.

In Panizzas letztem Buch “Imperjalja” wird nun die Idee der Aufhebung der Individualität konsequent zu Ende gedacht, und zwar in der Möglichkeit der Existenz von Parallel-Personen, Doppelgängern oder “Figuranten”: “Der Fall Ziethen, der Fall Bischoff, der Fall Hülsner, der Fall des Gimnasjasten Winter, der Fall Fenayron, der Fall Gabrielle Bompard, der Fall Else Groß, der Fall der Anna Simon (Bulgarjen), der Fall Jack des Aufschlizers und der Fall des Hirten Vacher, die Giftmorde Mary Ansdil (London) und Madame Joniaux (Antwerpen), der Fall Henri Vidal und der Fall der Conteßa Lara (Italien), der Fall Dr. Karl Peters und der Fall Stambulow (bulgarischer Premierminister), der Fall der Madame Kolb und der Fall des Advokaten Bernays, der Fall Claire Bassing und der Fall Brière (Tötung seiner 6 Kinder) und viele, viele andere Fälle, deren Aufzählung ohne das Beweismaterial hier zu weit führen würde, gehören ja sämtlich auf Rechnung Wilhelm’s II” (Panizza 1966: 5f.). Müller kommentierte wie folgt: “Unbeirrbar von der Gültigkeit seines Wahnggebäudes überzeugt, verstand Panizza jede Nachricht, jede Zeitungsmeldung, jede Äußerung als Mitteilung über Wilhelm II. Sei es Jack the Ripper, Karl May oder Lord Byron, sei es Baudelaire, Verlaine oder Papst Leo XIII: alle diese Personen seien nichts als ‘Parallelpersonen’ für Wilhelm II. Wilhelm bediene sich der Identität und der Biographie von bekannten Personen, um zu verbergen, daß er selbst hinter den Taten dieser Personen stehe” (1999: 144). Da ihm die polykontexturale Sichtweise, daß eine Person mehrere Identitäten haben kann, unbekannt ist, muß Müller davon ausgehen, daß Panizza sich “mit dem Scheitern seines Versuchs einer Dämonmanifestierung abzufinden scheint”, sich seinen Dämon aber dadurch erhalte, “daß er in seinem Selbst durch Bismarck realisiert werden wird” (Müller ap. Panizza 1993: 32), was Panizza in Wahrheit aber an keiner Stelle der “Imperjalja” noch anderswo behauptet. Allen vor dem Hintergrund der klassischen zweiwertigen Logik argumentierenden Kommentatoren Panizzas ist entgangen, daß bereits eine dreiwertige nicht-klassische Logik drei Identitäten aufweist:

1 \equiv 2: 1. Identität (klassische Logik)

2 \equiv 3: 2. Identität

1 \equiv 3: 3. Identität

Schon in einer vergleichsweise primitiven dreiwertigen Logik kann eine Person also drei Identitäten annehmen. Die Möglichkeit mehrerer Identitäten ist auch der Grund dafür, weshalb sich in den “Imperjalja” zahlreiche Stellen finden, wo

Panizza den Tod von Personen leugnet, so etwa denjenigen Bismarcks: “Dies ist der angebliche Kopf Salibury’s, der diesen Sommer nach Zeitungsnachrichten, am 22. August 1903 starb. Der Kopf ist aber, besonders das Auge, dasjenige Bismarck’s, dessen Tod auf diesem Wege den Wißenden gemeldet wurde. Er wäre also ca. 88 ½ Jahre alt geworden” (1993: 79). Müller vermerkt ferner: “Einmal fiel [Ludwig] Scharf auf, daß Oskar Panizza eine Tote nicht für tot gehalten habe, nämlich die Charlotte Niehse, die sich zwei Jahre zuvor erschossen hatte” (1999: 166). Wegen des Vorhandenseins mehrerer Identitäten in einer mehrwertigen Logik stellt sich daher berechtigterweise die Frage, ob “das Reich des Todes die Domäne der persönlichen Unsterblichkeit ist” oder ob der Mensch “nur so lange ein einzelnes, für-sich-seiendes Ich [ist], als er in diesem seinem Leibe lebt [...]. Somit ist “erst noch zu untersuchen, ob der Fortfall der ersten Identität im Tode wirklich die ichhafte Identität des Individuums endgültig auflöst” (Günther 1976-80, III: 2; 11f.). Aus der Sicht der monokontexturalen Psychiatrie wurde Panizza hingegen ganz anders eingeschätzt. Im Gutachten Prof. Hans von Guddens vom 2.2.1905 liest man: “So sind seine [d.i. Panizzas] Bemerkungen über die Nichtexistenz Nietzsche’s, über das Scheindasein des deutschen Kaisers, über die Tätigkeit der Diplomatie & die Negation des Todes berühmter Persönlichkeiten geradezu als läppisch schwachsinnig zu erachten” (ap. Müller 1999: 171).

Panizza und Kierkegaard: zwei nicht-klassische Denker

Klaus-Dieter Hohmann hat kürzlich in einem Aufsatz den Nachweis erbracht, daß das philosophische System Søren Kierkegaards nicht-klassisch im Sinne der Güntherschen Polykontextualitätstheorie ist (Hohmann 1999). In meinem Essay habe ich dasselbe für Panizzas Werk nachzuweisen versucht. In diesem letzten Kapitel soll nun vor allem exemplarisch aufgezeigt werden, wie sehr sich Schicksale derer gleichen, deren nicht-klassische Systeme aus der monokontexturalen Sichtweise beurteilt bzw. aus Unwissenheit verurteilt werden. Doch gibt es weitere Berührungspunkte zwischen den nicht-klassischen Denkern Kierkegaard und Panizza: Von Kierkegaard, dem tiefgläubigen Kirchenkritiker, hat Hohmann gesagt: “Kierkegaard ist der einzige Heilige, nach dem keine Kirchen benannt werden” (1999: 228). Walter Benjamin hatte Panizza bekanntlich einen “häretischen Heiligenbildmaler” genannt (ap. Bauer 1984: 12). Sowohl Kierkegaard als auch Panizza haben “um eine Überwindung des Ethischen” gerungen, freilich in je verschiedener Weise. Hohmann charakterisierte Kierkegaard als einen “Menschen, der die Sonne haßte und für den Schreiben Lebensersatz war” (1999: 229). Panizza schrieb im “Wirtshaus zur Dreifaltigkeit”: “Ich selbst reise nur in der Dämmerung und zur Nachtzeit, weil meine Augen das Sonnenlicht nicht vertragen” (1964: 6), und Max Halbe konstatierte: “In Panizzas

Schaffen war nichts von dem göttlichen Licht, das dem Schöpfungsprozeß innewohnt, nichts Befreiendes, Erhebendes, Erleuchtendes, Erlösendes. Es war vielmehr ein Ringen mit allen Dämonen der Besessenheit, mit den Fratzen und Gespenstern der Unterwelt” (ap. Boeser 1989: 128). Zum Thema Schreiben als Lebensersatz finden wir schließlich in Panizzas Notizbüchern die vielzitierte Stelle: “*Ich bin kein Künstler*, ich bin Psychopate, und benutze nur hier und da die künstlerische Form, um mich zum Ausdruck zu bringen. Mir ist es durchaus nicht um ein Spiel von Form und Farbe zu tun, oder, daß sich das Publikum amüsiert, oder, daß es gruselt – ich will nur meine Seele offenbaren, dieses jammernde Tier, welches nach Hilfe schreit” (ap. Bauer 1984: 58).

Nun ist es bekannt, daß nicht nur Panizza, sondern auch Kierkegaard von seinen Zeitgenossen als geisteskrank eingestuft wurde. Hohmann spricht von “jenen Kopenhagenern [...], die ernsthaft über Kierkegaards Wahnsinn geredet haben. Doch Kierkegaard reflektiert eben doch nach Regeln, wenn auch auf verborgenem nicht-klassischem Gelände. Im Zentrum seiner Überlegungen herrscht Freiheit, nicht Willkür” (1999: 209). Im folgenden seien einige Einschätzungen zu Panizza beigebracht. In Panizzas Entmündigungsgutachten schrieb Dr. Fritz Ungemach am 10.3.1905: “Trotz der scheinbar völlig erhaltenen Klarheit und Ordnung in Denken, Wollen und Handeln kommt Panizza zu den verkehrtesten Beobachtungen, Schlüssen und Handlungen, weil sein Standpunkt völlig verrückter [sic!] geworden ist durch Ausbildung eines dauernden und unerschütterlichen Wahnsystems” (ap. Müller 1999: 173). Selbst für Michael Bauer besteht Panizzas Argumentation im “Illusionismus” aus “labyrinthhaften Gedankengängen” (1984: 42f.). Da Panizzas Werk nie vom nicht-klassischen Standpunkt aus betrachtet wurde, konnte sich die psychiatrische Einschätzung Ungemachs bis in unsere Zeit halten: “Daß Panizza, effektiv unter Wahnvorstellungen leidend, seine Welt ganz einseitig wahrnahm und Tatsachen subjektiv-wahnhaft umdeutete, blieb ihnen [den Interpreten] verschlossen” (Prof. Christian Müller, in: Vorwort zu Müller 1999: 8). Panizza hatte eben “die Grenzen der im Bewußtseins des Lesers als ‘normal’ geltenden Wirklichkeit” überschritten (Bauer 1984: 8).

Neben der rein psychiatrischen Klassifizierung ist man dagegen erstaunt, in Müllers Dissertation die folgende Einsicht zu finden: “Getreu Stirners Abwandlung der Hegelschen Kategorien Thesis-Antithesis-Synthesis als Stufen der dialektischen Entwicklung, gliedert auch Panizza sein philosophisches Hauptwerk in drei Kapitel nach vorgegebenem Prinzip: Der Illusionismus, die Periode des Materialismus, wird vom Dämonismus, dieser wiederum im Individualismus negiert (1990: 182). Hätte sich Müller mit den an Hegel anschließenden Arbeiten Gotthard Günthers vertraut gemacht, wäre sein Urteil vollkom-

men anders ausgefallen; es wäre dann vielleicht nicht bei der Erkenntnis stehengeblieben, daß Panizza der “erste Antipsychiater” war, sondern hätte zu ersten Ansätzen einer bereits überfälligen polykontexturalen Psychiatrie geführt. Müller hat ferner sogar erkannt, daß Panizzas Dämon “eine hierarchische Struktur seiner unterschiedlichen Manifestationen” ausschließt - damit impliziert aber der Dämonbegriff eine heterarchische Struktur und ist auch von hier her polykontextural. Da Müller aber bei Hegel stehen bleibt, vermag er im Dämonprinzip lediglich den “Keim zu Panizzas Verfolgungswahn” (1990: 237) zu sehen.

Wir hatten schon oben notiert, daß für Panizza der Reiz des menschlichen Lebens darin liegt, “daß unser Willens-Impuls das Resultat der gegensätzlichsten Motive und Neigungen ist, heute so, morgen so, und das Zusehen des ‘Ich’ bei diesem Kampfe ist ja eben das, was wir Leben nennen” (1981: 63). Dieses Zusehen des Ichs beim Kampfe des Ichs fordert als Reflexion auf die klassische Reflexionssituation eine nicht-klassische Logik. Die Interpreten Panizzas ebenso wie diejenigen Kierkegaards stehen damit vor dem Problem, daß “durch die Rückprojektion eines dreiwertigen Verhältnisses auf ein zweiwertiges [...] der hinzugewonnene Reichtum [...] als Verzerrung erscheinen” muß (Hohmann 1999: 223). “Das ganz normale Leben spielt sich in der fundamentalen Zweiwertigkeit ab. Selbst Wahngelbte sind im Allgemeinen in zweiwertiger Logik aufgebaut. Das Überspringen heißt folgendes: die Zweiwertigkeit ist vorhanden, aber als Teilsystem der dreiwertigen Logik” (1999: 221). Kierkegaard ebenso wie Panizza nahmen “experimentell vorweg, was andere erleben mußten. Die innere Welt folgt keiner Ontologie des Seins, sondern einer des Nichts” (1999: 210). Kierkegaards ebenso wie Panizzas Ziel war “die Innerlichkeit, die Subjektivität, das Binnenverhältnis” (1999: 210). Kein Denker illustriert jedoch die gesellschaftlichen Konsequenzen einer Rückprojektion eines mehrwertigen auf ein zweiwertiges System in einem Maße wie Oskar Panizza. Müllers Fern-Diagnose lautet: “Die gegenwärtigen Klassifikationsversuche sprächen von einer ‘endogenen paranoid-halluzinatorischen Psychose mit Residuum’ nach der ICD 9, also der 9. Version der Internationalen Klassifikation Psychischer Störungen. Die neuere Version ICD 10 gäbe Panizza die Diagnose einer paranoiden Schizophrenie mit einem zunehmenden Residuum” (Müller 1999: 199). Dabei waren sich nicht einmal alle Freunde Panizzas über dessen vorgebliche Geisteskrankheit einig. Max Krell schreibt in seinem Werk “Das Haberfeldtreiben”: “An einem Abend in der Torggelstube sagte Frank Wedekind: ‘Ich habe soeben Panizza besucht. Es geht ihm ausgezeichnet. Er ist der vernünftigste Mensch auf dieser Erde. Und er arbeitet!’“ (ap. Boeser 1989: 124) und ergänzte: Panizza “wurde sanft in ein Sanatorium außerhalb der Stadt gedrängt, es bedurfte keines großen Zwanges,

er fügte sich mit Vergnügen und blieb dort, ohne je wieder Zeichen von Verrücktheit von sich zu geben [...]. Als Wedekind, der einzige Bekannte aus seiner Vergangenheit, ihn besuchte, zeigte er ihm, woran er arbeitete: er übersetzte Aristophanes ins Deutsche, und er verwickelte den Gast in erstaunliche Diskussionen über das dramaturgische Handwerk” (ap. Boeser 1989: 125). Die Vorstellung, daß eine psychiatrische Klinik Geborgenheit und Freiheit für transklassische Gedanken bietet, findet sich schon in Panizzas erster literarischer Veröffentlichung: In den “Düstren Liedern” heißt es im Gedicht “Das rothe Haus”: “Dies überlegend kam ich hinaus, / Der Vollmond strahlte hernieden, / Da lag das prächtige, rothe Haus, / Es lag im tiefsten Frieden. [...] Eine geist’ge Freistatt suchen Sie hier / Für Ihre Ideen und Sparren, / Die sollen Sie haben, – “die andern schrei’n: / ““Wir haben die feinsten Narren!””[...] Komm her zu uns, Du passt zu uns, / Auch Deine Gedanken stürmen; / Hier bist Du völlig gedankenfrei, / Wir werden Dich schützen und schirmen.” (1886: 10ff.). Bei der Lektüre von Müllers jüngstem Panizza-Buch fragt man sich somit, wo denn eigentlich die Krankenberichte Panizzas aus der Herzogshöhe sind. Die einzige, noch dazu indirekte, Quelle, die wir hierzu haben, ist nämlich Kraepelins “Fall 59”, als den Panizza zur Illustration der von Kraepelin, Panizzas einstigem psychiatrischem Mit-Assistenzarzt in München, beschriebenen “systematischen Paraphrenien” erhalten mußte und in dem es heißt: Öfters beging er unsinnige Handlungen, Gurgeln mit Urin, Verunreinigung des Zimmers mit Kot, Nahrungsverweigerung, Entkleiden, lautes Aufschreien, nächtliche Selbstgespräche, für die eine Erklärung von ihm nicht zu erhalten ist” (ap. Müller 1999: 193). Festzuhalten ist, daß Aussagen wie diese nirgendwo sonst belegt sind und in auffälligem Kontrast zur Einschätzung von Panizzas Freunden stehen: Derselbe “Pazjent”, der laut Wedekind bzw. Krell in der Klinik dramaturgische Studien zu Aristophanes gemacht hat, wird wohl kaum dabei mit Urin gegurgelt haben. Panizza selbst hatte einmal ironisch bemerkt: “Uns Psychiatern entzieht sich gar kein Geschehnis in Bezug auf seine Krankheitsmöglichkeit” (1898a: 9).

Bibliographie

- Areopagita, Dionysios: *Mystische Theologie und andere Schriften*. Hrsg. von Walther Tritsch. 1956, München: Barth.
- Bauer, Michael: *Oskar Panizza. Ein literarisches Porträt*. 1984, München: Hanser.
- Boeser, Knut (Hrsg.): *Der Fall Oskar Panizza. Ein deutscher Dichter im Gefängnis. Eine Dokumentation*. 1989, Berlin: Hentrich.
- Braun, Hans-Jörg: *Das Leben nach dem Tode*. 1996, Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Diels, Hermann: *Die Fragmente der Vorsokratiker*. 1. Band. 2. Aufl. 1906, Berlin: Weidmann.
- Escher, Maurits Cornelis: *Graphik und Zeichnungen*. 1989, Berlin: Taco.

- Frank, Helmar: Plädoyer für eine Zuziehung der Semiotik zur Kybernetik. In: Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft 36/2 (1995), S. 61-72.
- Günther, Gotthard: *Das Bewußtsein der Maschinen*. 1963, Baden-Baden: Agis.
- Günther, Gotthard: Selbstdarstellung im Spiegel Amerikas. In: Pongratz, Ludwig J. (Hrsg.), *Philosophie in Selbstdarstellungen*. Bd. II. 1975, Hamburg: Meiner, S. 1-76.
- Günther, Gotthard: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. 3 Bde. 1976-80, Hamburg: Meiner.
- Günther, Gotthard: *Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik*. 3. Aufl. 1991, Hamburg: Meiner.
- Hausdorff, Felix: *Zwischen Chaos und Kosmos oder Vom Ende der Metaphysik*. Neu hrsg. von Max Bense. 1976, Baden-Baden: Agis.
- Heym, Georg: *Der ewige Tag*. Hrsg. von Carl Seelig. 1947, Zürich: Arche.
- Hohmann, Klaus-Dieter: Sören Kierkegaard als nicht-klassischer Denker. In: Kotzmann, Ernst (Hrsg.), *Technologische Kultur. Kulturphilosophische Aspekte im Werk Gotthard Günthers*. 1999, München: Profil, S. 205-234.
- Kotzmann, Ernst: Die Bedeutung des Formalen. In: Kotzmann, Ernst (Hrsg.), *Technologische Kultur. Kulturphilosophische Aspekte im Werk Gotthard Günthers*. 1999, München: Profil, S. 185-201.
- Lanczkowski, Johanna (Hrsg.): *Erbebe dich, meine Seele*. 1988, Stuttgart: Reclam.
- Müller, Jürgen: *Oskar Panizza – Versuch einer immanenten Interpretation*. Diss. med. Würzburg 1990.
- Müller, Jürgen: *Der Patient als Psychiater. Oskar Panizzas Weg vom Irrenarzt zum Insassen*. 1999, Bonn: Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag.
- Panizza, Oskar: *Düstere Lieder*. 1886, Leipzig: Unflad.
- Panizza, Oskar: *Die unbefleckte Empfängnis der Päpste*. 1893, Zürich: Schabelitz.
- Panizza, Oskar: *Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit. Skizze einer Weltanschauung*. 1895, Leipzig: Friedrich.
- Panizza, Oskar: *Psychopatia criminalis. Anleitung, um die vom Gericht für notwendig erkannten Geisteskrankheiten psychiatriisch zu eruieren und wissenschaftlich festzustellen. Für Ärzte, Laien, Juristen, Vormünder, Verwaltungsbeamte, Minister, etc.* 1898, Zürich: Zürcher Diskussionen (= Panizza 1898a).
- Panizza, Oskar: Christus in psicho-pathologischer Beleuchtung. In: Zürcher Diskussionen 5/1898, S. 1-8 (= Panizza 1898b).
- Panizza, Oskar: Agnes Blannbekin, eine österreichische Schwärmerin aus dem 13. Jahrhundert. In: Zürcher Diskussionen 10-11/1898, S. 1-16 (= Panizza 1898c).
- Panizza, Oskar: *Das Liebeskonzil und andere Schriften*. Hrsg. von Hans Prescher. 1964, Neuwied: Luchterhand.
- Panizza, Oskar: *Laokoon oder über die Grenzen der Mezgerei. Eine Schlangenstudje*. 1966, München: Laokoon.
- Panizza, Oskar: *Aus dem Tagebuch eines Hundes*. 1977, München: Matthes & Seitz.
- Panizza, Oskar: *Dialoge im Geiste Huttens*. 1979, München: Matthes & Seitz.
- Panizza, Oskar: *Der Korsettenfritz. Gesammelte Erzählungen*. 1981, München: Matthes & Seitz.
- Panizza, Oskar: *Eine Mondgeschichte*. 1985, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Panizza, Oskar: *Neues aus dem Hexenkessel der Wahnsinns-Fanatiker und andere Schriften*. Hrsg. von Michael Bauer. 1986, Darmstadt: Luchterhand.
- Panizza, Oskar: *Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen*. Reprint nach dem Privatdruck von 1913, hrsg. von Michael Bauer. 1991, München (?): Spangenberg.

- Panizza, Oskar: *Mama Venus. Texte zu Religion, Sexus und Wahn*. Hrsg. von Michael Bauer. 1992, Hamburg: Luchterhand.
- Panizza, Oskar: *Imperialja*. Hrsg. von Jürgen Müller. 1993, Hürtgenwald: Pressler.
- Schmähling, Walter: *Naturalismus*. 1977, Stuttgart: Reclam.
- Staiger, Emil und Martin Hürlimann (Hrsg.): *Deutsche Gedichte aus vier Jahrhunderten*. 1948, Zürich: Atlantis.
- Strich, Michael und Peter Hoßfeld: *Wissenschaft im Zitat*. 1985, Hanau: Dausien.
- Wiener, Oswald: Über den Illusionismus. In: Panizza, Oskar, *Die kriminelle Psychose, genannt Psychopatia criminalis*. 1978, München: Matthes & Seitz, S. 213-237.
- Witte, Johannes : *Das Jenseits im Glauben der Völker*. 1929, Leipzig: Quelle & Meyer.